

Der Leubinger Grabhügel.



Im Auftrage der Historischen Kommission der Provinz Sachsen ist im Jahre 1877 der Grabhügel von Leubingen, Kreis Eckartsberga, durch Professor Dr. Klopffleisch zu Jena ausgegraben worden. Der wissenschaftliche Bericht über diese Ausgrabung und die Abbildungen der wichtigen Funde sollten in den von der Historischen Kommission herausgegebenen Heften, betitelt: „Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen“, veröffentlicht werden. Das erste Heft dieses Werkes trägt deshalb die Überschrift: „Die Grabhügel von Leubingen, Sömmerda und Nienstedt.“ Klopffleisch glaubte dem Bericht eine allgemeine Einleitung vorausschicken zu sollen, um über Charakter und Zeitfolge der frühesten Keramik Mitteldeutschlands Aufschluß zu geben. Diese Einleitung füllt die beiden ersten Hefte der genannten Zeitschrift, die in den Jahren 1883 und 1884 erschienen sind, sie ist aber in ihnen noch nicht zu Ende gebracht. Die archäologische Wissenschaft verdankt diesen Darlegungen Klopffleischs zweifellos wichtige Fortschritte, ist er doch der erste gewesen, der versucht hat, die zeitliche Entwicklung der keramischen Erzeugnisse zu erkennen und die verschiedenen Stilarten und Techniken der Töpferei zur Periodeneinteilung und zur relativen Datierung der Funde zu benutzen. So ist in diesen beiden Heften, welche die Keramik der Steinzeit behandeln, zum erstenmal der Unterschied der Schnurkeramik und der Bandkeramik aufgestellt und eine Charakteristik der beiden Techniken nach Form und Verzierung gegeben. Einen breiten Raum nimmt freilich auch die gesuchte Vergleichung mit ägyptischen Parallelen ein, und durch dieses allzuweite Ausgreifen ist es geschehen, daß das Nächstliegende nicht mehr zur Behandlung gekommen ist. Ein drittes Heft ist von Klopffleisch nicht geliefert.

Die Funde von Leubingen wurden zwar in den Kreisen der Archäologen bekannt, und Tischler nannte die erste Periode der

Bronzezeit nach dem Depotfund von Pile bei Malmö in Schonen¹⁾ und nach dem Grabfund im Leubinger Hügel „Periode von Pile-Leubingen“; aber bis auf den heutigen Tag wurde eine Veröffentlichung mit Abbildung der Fundgegenstände vermißt.²⁾ Nach dem Tode Klopffleischs (1898) sorgte zwar die Historische Kommission (besonders Brecht) dafür, daß ihr die Aufzeichnungen über die Leubinger und die übrigen auf ihre Kosten in der Provinz Sachsen unternommenen Ausgrabungen Klopffleischs übergeben wurden;³⁾ auch händigte sie dies Material an Herrn Dr. Götze in Berlin, den Schüler Klopffleischs, zur wissenschaftlichen Verwertung im Interesse der Kommission aus.⁴⁾ Aber die Sache ruhte wieder, bis 1905 der Verwaltungsausschuß des Provinzial-Museums beschloß, daß demnächst der Leubinger Fund zu veröffentlichen sei. Als Dr. Götze nach anfänglicher Zusage im Jahre 1906 wegen anderweitiger Arbeiten auf die Veröffentlichung verzichtete, wurde dieselbe vom Museumsausschuß mir übertragen.⁵⁾

Als Materialien für den Bericht standen mir zu Gebote: 1. Die Fundgegenstände selbst im Provinzial-Museum zu Halle. 2. Der „Kurze Bericht über die erste Ausgrabung des Leubinger Grabhügels“, von Klopffleisch im XIV. Bande der Neuen Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, Halle 1878, S. 544—561, erstattet. Der Bericht bezieht sich nicht etwa bloß auf die erste Periode der Ausgrabung vom 9.—21. April, sondern auch auf die zweite vom 4.—15. September 1877. 3. Eine Mitteilung des Professors Dr. Klopffleisch auf der zehnten Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Sangerhausen 1877, wiedergegeben in dem zehnten Bande der Zeitschrift des Harzvereins, S. 425 bis 427. 4. Die Inaugural-Dissertation des Dr. Tetzlaff über „Die Holz-

¹⁾ Veröffentlicht von Montelius im Månadsblad, Stockholm 1880, S. 129 ff. und in Chronologie der ältesten Bronzezeit, Braunschweig 1900, S. 54—56, Fig. 154 bis 161.

²⁾ Vgl. z. B. Robert Beltz, Die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg 1902, Jahrb. für mecklenb. Gesch. LXVII, S. 196: „das berühmte, noch immer nicht veröffentlichte Grab von Leubingen.“

³⁾ Protokoll über die XXIV. Sitzung der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, 1898, Punkt 35.

⁴⁾ Protokoll über die XXV. Sitzung derselben Kommission, 1899, Punkt 32 und 47.

⁵⁾ Protokoll der XXIII. Sitzung des Verwaltungsausschusses für das Provinzial-Museum der Provinz Sachsen, 1905, No. 6, und der XXIV. Sitzung desselben Ausschusses, 1906, No. 6.

reste von Leubingen“, Halle 1881, eine Untersuchung, die mit Hilfe der Holzanatomie die Arten der in der oberen wie in der unteren Begräbnisschicht enthaltenen Hölzer bestimmt; Erkennungsmerkmale bieten die Holzzellen, die Gefäße und die Markstrahlen. 5. Eine Anzahl von Blättern mit Manuskript von der Hand Klopffleischs, die mir von Dr. Götze zugestellt sind, nämlich zwölf Blätter eines Notizbuches und drei Blätter eines Kalenders, enthaltend Bleistifteintragungen, besonders über die in der oberen Schicht gefundenen Skelette, vier Briefe von 1879, die Ausarbeitung und Drucklegung betreffend, Notizen über die Untersuchung der Skelette, der Gewebe, der Holzreste, der Goldsachen, der Pferdeknochen. Ferner ein eng geschriebenes und korrigiertes Konzept zu dem unter 2 genannten „Kurzen Bericht“; endlich ein Manuskript von 24^{1/2} Quartseiten, überschrieben „der Leubinger Grabhügel“. Dieses Manuskript enthält den Anfang des für die „Vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Sachsen“ versprochenen Berichtes, und zwar wird in den ersten 11^{1/2} Seiten die Beschaffenheit des Hügels, die Methode der Ausgrabung und die Konstruktion des Hügelinneren beschrieben, letztere in der Weise, daß der Hergang beim Bau des Grabes und seiner Stein- und Erddeckung erzählt wird. Von da beginnt eine ausführliche Abhandlung über „die Verbreitung der Stein-Cairn-Form der Grabhügel“, die, gestützt auf eine umfangreiche Belesenheit, die Bücher Mose und Josua, Homer, Pausanias, Lubbock, Julius Braun, Lübke, Herodot, Kohn und Mehlis, Aschik, Schliemann, Roß, Kirkor, Fligier, Hochstetter, Weinhold, v. Sacken, Keller, Bertrand, Nilson in den Kreis der Betrachtung zieht und Beispiele von Steinkegelgräbern aus Klein-Asien (Smyrna, Lydien), Krim, Südrußland, Kijew, Litauen, Griechenland, Etrurien, Galizien, Bulgarien, Mazedonien, Thessalien, Niederösterreich, Steiermark, Schlesien, Württemberg, Schweiz, Côte d'or etc., Böhmen, Kgr. Sachsen, Saale- und Unstrutgebenden, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Skandinavien namhaft macht, während sie außerdem auf das häufige Vorkommen in Irland und Schottland hinweist. — Zu einer Besprechung der Funde ist Klopffleisch in diesem Manuskript nicht mehr gekommen; wohl aber sind vier Tafeln mit Bleistift- und Federzeichnungen vorhanden, welche sowohl die Anlage des Hügels und die Einrichtung der Gräber, als auch die Fundstücke zur Anschauung bringen; außerdem eine Anzahl Probeabdrucke dieser Zeichnungen, die mich veranlaßten, nach den zugehörigen Klischees zu suchen, um sie für die vorliegende Darstellung zu verwenden. Die Stücke fanden sich noch im Gewahrsam der Buchdruckerei von Otto Hendel und ein großer Teil derselben ist

auf Tafel I und im Texte zum Abdruck gekommen. Von dem Manuskript entschloß ich mich, die erste Hälfte unverkürzt zu veröffentlichen, da sie die Schilderung des sorgfältigen Beobachters und Augenzeugen enthält und erheblich mehr gibt als der gedruckte „Kurze Bericht“ in den Neuen Mitteilungen. Die zweite Hälfte dagegen glaubte ich als seitabführend weglassen zu sollen, da diese Aufzählung aus der damals vorliegenden Literatur, die nur nach der Beschaffenheit des Hügels und des Steinkerns, aber nicht nach der Gleichartigkeit der Funde ihre Beispiele zusammenträgt, recht Verschiedenartiges in Parallele stellt und daraus Schlüsse zieht, die wir heute nicht mehr billigen können.

Außer diesen Quellen wurde ich durch einen Brief Klopffleischs an Hendel vom 21. Mai 1879 auf einen Bericht des Hofrats Dr. W. Müller zu Jena über die Leubinger Skelette aufmerksam gemacht, den Klopffleisch an jenem Tage nebst zwei Schädelphotographien zum Abdruck übersandt hat. Auf meine Anfrage und Bitte hatte Herr Geheimrat Professor Dr. Müller die Güte, seinen im Frühjahr 1879 verfaßten Bericht mir zu übersenden, der nunmehr nach langem Harren der Öffentlichkeit übergeben wird. —

Wenn man auf der Eisenbahn von Sangerhausen nach Erfurt fahrend die Station Leubingen verlassen hat, sieht man auf der linken (östlichen) Seite in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde den Hügel ragen, von dem hier die Rede ist. Er liegt näher an Stödten als an Leubingen und heißt bei den Einwohnern wie auf der Generalstabskarte der Stödter Hügel; da er aber zur Ortsflur von Leubingen gehört, scheint die Bezeichnung Leubinger Hügel, die Klopffleisch angewandt hat, mehr berechtigt, und ist in der archäologischen Literatur beizubehalten. Über die Ausgrabung berichtet das Manuskript Klopffleischs folgendes:

„Im Auftrage der Historischen Kommission der Königlich preussischen Provinz Sachsen untersuchte der Verfasser dieser Zeilen im Jahre 1877 während der Zeit vom 9. bis 21. April und dann wieder im Spätsommer vom 4. bis zum 15. September jenen am unteren Ende eines von West nach Ost abfallenden Hügelrückens zwischen den in der Unstrutau gelegenen Orten Leubingen und Stödten sich erhebenden mächtigen uralten Grabhügel, welcher näher an den letztgenannten Ort angrenzend, dennoch zur Flur Leubingen gehört und in Gemeindebesitz sich befindet. Die Hänge des Hügels waren damals bis ziemlich zur Höhe hinauf mit einzelnen Kirschbäumen bestanden, während die Oberfläche desselben zu Feldbaubenutzung an einen

Leubinger Einwohner verpachtet war. Neuerdings hat die Gemeinde am Fuße des Hügels eine Lehmgrube anzulegen begonnen, durch welche die Form und der Inhalt des Grabhügels in Gefährdung gerieten, und dies war die äußerliche Veranlassung, daß die wissenschaftliche Untersuchung von seiten der genannten Kommission angeordnet wurde, welche dann mit Genehmigung des Amtsvorstehers, Herrn Ökonom Scherre¹⁾ zu Leubingen, welcher in jeder Beziehung freundlichst bestrebt war, diese Ausgrabungsangelegenheit zu fördern, vor sich ging. Auch der Herr Ortspfarrer Sander und die Herren Ökonomen Bachrodt, Vater und Sohn, nahmen so lebhaften Anteil und leisteten sogar teilweise so uneigennützig tätige Beihilfe, daß ich nicht umhin kann, den genannten Herren allen meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Die Zeugen der Ausgrabung. Als Zeugen, welche den nachfolgenden Ausgrabebericht bei ihren Lebzeiten jedem Zweifler gegenüber gern bestätigen werden, führe ich die Namen der Leubinger Ortseinwohner an, welche als Arbeiter an diesen beiden Ausgrabungen beteiligt waren. An der ersten Ausgrabung nahmen teil: Andreas Werner, Georg Werner, Bernhard Schneegaß, Wilhelm Erfurt, August Schneegaß, Friedrich Köcher, Friedrich Schultze, Friedrich Kanzler, Wilhelm Tischer, Karl Köcher, Friedrich Buchheim, Gottfried Stephan. Bei der zweiten Ausgrabung waren tätig: Friedrich Schultze, Friedrich Köcher, Heinrich Schmidt, Hermann Rothe, Karl Rost, Georg Schneegaß, Andreas Werner, August Hoffmann, August Seidenfaden, August Schneegaß. Auch ihnen gebührt das Lob, daß sie eifrig und willig ihre Arbeit vollbracht.

Die Größenverhältnisse des Grabhügels. Unser Leubinger Hügel, der übrigens in Leubingen selbst den Namen „Stödtener Hügel“ führt, da er früher, vor der Separation, in der Flur Stödtten lag, gehört zu den größten Grabhügeln Thüringens, deren Zahl leider immer mehr zusammenschmilzt, indem die Zunahme unserer Bevölkerung und die damit Hand in Hand gehende Ausbreitung unserer Bodenkultur das Streben bedingen, womöglich jedes Hindernis, welches sich der Beackerung des Bodens entgegenstellt, zu beseitigen; dazu kommt bei diesen größeren Grabhügeln noch der Vorteil, welchen ihre Abtragung den Flurbesitzern dadurch bringt, daß sie fast immer sehr beträchtliche Massen guter Kulturerde bergen, welche zur Aufbesserung mageren Bodens vortreffliche Dienste leisten. Viele dieser Hügel sind infolge

¹⁾ Jetzt Reichstags- und Landtagsabgeordneter, sowie Mitglied des Provinzialausschusses. H.

dessen schon vollständig verschwunden, ohne daß eine sachverständige Hand ihren für die prähistorische Wissenschaft so wertvollen Inhalt untersucht hätte, andere sind schon von verschiedenen Seiten angebrochen, um Erde oder Steine aus ihnen zu entnehmen. Auch unser Hügel gehörte, glücklicherweise erst seit kurzer Zeit, zu den letzteren, indem auf seiner Nordseite von der Gemeinde eine Grube für Erdabfuhr angelegt worden war, doch hatte dieselbe die Form des Hügels noch nicht wesentlich verändert. Die Höhe des Hügels betrug noch immer 8,50 m, der Durchmesser, im Mittel genommen, gegen 34 m und der etwas exzentrische Umfang gegen 145 m.

Die Methode der Ausgrabung. Bei den außergewöhnlichen Größenverhältnissen dieses Hügels entschloß ich mich, eine vorzugsweise zentrale Ausgrabung vorzunehmen, um nach Maßgabe der vorhandenen Mittel möglichst bald Aufschluß über die innere Einrichtung und Schichtenfolge des Hügels zu erhalten. Es wurde daher zunächst auf einem Raume von 6 m Durchmesser von oben her senkrecht in die Tiefe gearbeitet, nachdem ich den Mittelpunkt auf der Oberfläche des Hügels festzustellen versucht hatte. Da sich hier aber sehr bald eine ausgedehnte obere Begräbnisschicht zeigte, welche eine Mächtigkeit von 2 m Tiefe hatte, so mußte diese obere Begräbnisschicht erst für sich weiter verfolgt werden, ehe in die Tiefe eingedrungen wurde. Erst bei der zweiten Ausgrabung erreichten wir auf der oberen Hügelperipherie das Ende dieser menschliche Skelette bergenden oberen Begräbnisschicht, welche über 24 m Durchmesser hatte.

Nachdem die erste Ausgrabung den Platz über der Hügelmitte weit genug von den hier oben liegenden Skeletten frei gemacht hatte, begann dann erst die in Form eines terrassenförmigen Trichters fortschreitende Tiefenausgrabung des Hügels. Die obere Weite dieser Tiefeneingrabung, unterhalb der obersten Begräbnisschicht liegend, betrug $9\frac{1}{2}$ m und verjüngte sich in zwei terrassenförmigen Absätzen, von denen jeder ungefähr 1 m oberen wagerechten Raum hatte, nach unten, so daß wir am Schlusse der ersten Ausgrabung (in der zweiten Woche) mit einer Breite von beinahe $5\frac{1}{2}$ m am Grunde des Grabes anlangten, wo wir fast mathematisch genau im Mittelpunkte der Hügelbasis das älteste Hauptbegräbnis antrafen. Jene terrassenförmigen Absätze der sonst trichterförmigen Tiefgrabung hatten den praktischen Zweck, daß die Erde aus der Tiefe von Terrasse zu Terrasse auf dieselben emporgeschaufelt werden konnte, indem auf jeder Terrasse wieder einige Arbeiter standen, welche die von unten auf die nächste Terrasse emporgeschaufelte Erde nach oben hin bis zur

nächsten Terrasse weiterschaukelten, bis sie auf der Oberfläche des Hügels anlangte, wo sie als ringförmiger Damm aufgespeichert wurde, um später bei der zur Bedingung gemachten Wiederherstellung des Hügels in bequemer Nähe zur Ausfüllung des geöffneten Kraters zur Hand zu sein. Außerdem wurde auch noch zur bequemeren seitlichen Fortschaffung der Erdmassen und vorkommender Steine eine 2,50 m breite und 15 m lange Gasse von der nördlichen Peripherie aus nach dem Hügelzentrum hin ausgestochen.

Bei der späteren zweiten Ausgrabung handelte es sich wesentlich darum, die ausgedehnte Steinkonstruktion, welche das Zentralgrab der Hügelbasis barg, soweit zu verfolgen und bloßzulegen, bis deren peripherisches Ende erreicht war und auch noch nach der Möglichkeit von Seitenbegräbnissen innerhalb oder außerhalb dieses peripherischen Endes des großen zentralen Steinbaues Umschau zu halten. Zu diesem Zweck wurde in östlicher Richtung von dem Rande der mittleren Ausgrabung aus eine 7,40 m lange und gegen 5 m breite Ausschachtung von oben her bis zum Grunde des Hügels eingearbeitet, deren Erdmassen teils durch die schon erwähnte kleine Gasse entfernt, teils auch in die schon ausgegrabene große Zentralgrube zurückgeworfen wurden. Auch an den östlichen Wänden dieser Erweiterung wurden zugleich wieder Terrassen zum Emporschaukeln der Erde angebracht, so daß die Erdmassen auch noch in senkrechter Richtung nach der mittleren Hügelperipherie hin bewegt und dort aufgestaut werden konnten.

Auf diese Weise gelang die schwierige Aufgabe, bis zu einer Tiefe von 30 Fuß (= 8 $\frac{1}{2}$ m) senkrecht in diesen gewaltigen Hügel einzudringen und doch nicht durch die ungeheuren Massen der losen in Bewegung gesetzten Erde in der Arbeit gehemmt zu werden. Während der ersten Ausgrabung in der zentralen Grubenausschachtung mußten auch, um die Arbeiter davor zu sichern, daß nicht die hohen Erdwände über ihnen bersten und auf sie herabstürzen konnten, an den bedenklichen Stellen der Wände Bretter senkrecht vorgelegt und dann durch wagerecht gegen sie gestemmte Querbalken fest gegen die Wände gedrückt werden. So gelang es, die nicht gering zu achtenden Gefahren für das Leben der Arbeiter zu beseitigen, welche durch die vielfach zerklüfteten und rissigen weichen Erdwände drohten, die 30 Fuß hoch über uns gähnten. Gott sei Dank war kein einziger ernster Unfall zu beklagen.

Der Durchschnitt des Grabhügels auf Figur 1 unserer Abbildungen¹⁾ zeigt die obere jüngere Begräbnisschicht o, die mittlere

¹⁾ Figur 1, 2 und 3 sind auf Tafel I zusammengestellt. H.

terrassenförmig sich verjüngende Ausschachtung cc, mit der starken mittleren Erdschicht m des Hügels und der unteren Schicht u, welche durch einen mächtigen Steinbau (cairn) gebildet wurde. Links befindet sich dann nach Osten zu der Raum (mit ö bezeichnet), welcher die spätere Erweiterung der Ausschachtung angibt, welche nach der Hügelperipherie zu ebenfalls durch eine die Terrassenabsätze andeutende Linie bezeichnet ist.

Die bauliche Konstruktion des Hügel-Inneren. Wie schon erwähnt wurde, betrug die Gesamthöhe des Grabhügels 8,50 m von dem Mittelpunkt seiner Oberfläche bis zu der Fläche des natürlichen Untergrundes des Hügels herab gemessen. Davon fallen 2 m auf die obere Begräbnisschicht, beinahe $4\frac{1}{2}$ m auf die mittlere bedeckende Erdschicht und etwas über 2 m auf die Höhe des unteren Steinbaues. Es wird sich empfehlen, wenn wir, wie es ja auch in der That ursprünglich bei der Erbauung des Hügels der Fall gewesen ist, die Konstruktion desselben von unten nach oben vor den Augen des Beschauers entstehen lassen:

Nachdem die einst auf diesem Platze versammelte trauernde Volksmenge die Fläche des Bodens, auf welcher das Grabmal errichtet werden sollte, geebnet und abgegrenzt hatte, wurde zuerst der Boden selbst auf seiner ganzen Oberfläche gepflastert, in der Art, daß man in die vorher mit Wasser befeuchtete und wohl mit den Füßen tennenartig geknetete tonig-mergelartige Erde des gipshaltigen Grundes kleinere rohe Feld- und Bruchsteine platt eindrückte. In den Untergrund selbst aber grub man erstens einen etwa 2 m breiten und $\frac{1}{2}$ m tiefen Graben ringförmig in einem Durchmesser von 20 m den Hügelmittelpunkt umkreisend ein (Figur 1a), der, wie wir hernach sehen werden, die Bestimmung hatte, die äußeren Grund- und Einfassungssteine des großen, das eigentliche Grabhaus bedeckenden Steincairns aufzunehmen. Zweitens aber warf man im Mittelpunkte dieses von dem ringförmigen Graben begrenzten Gebietes einen 0,60 m breiten und ebenso tiefen Graben aus (Figur 2b), welcher ein 3,90 m langes und 2,10 m breites Boden-Oblongum begrenzte, über welchem das von Holz errichtete Grabgebäude (Figur 2) aufgeführt wurde.

Figur 3 veranschaulicht den Grundriß dieses Baues. Es bezeichnet hier b den ausgeworfenen Graben, f das im Niveau des Grundbodens stehen gebliebene Oblong, über welchem auf einer Bretterdiele die Leichenbeisetzung stattfand; a deutet die achtzehn 2 dm starken Stützbalken an, welche von jenem Graben aus emporgerichtet waren. Vierzehn davon, sieben auf der Ost- und ebensoviel

auf der Westseite, liefen in dachartiger Schräge über der Mittellinie des Baues zusammen. Vier südliche Stützbalken aber, freilich sehr zerfallen, hatten wohl nur den Zweck gehabt, die Bretter zu tragen, welche die hintere südliche Giebelseite des Grabbaues verschlossen. *d* stellt die $\frac{1}{2}$ m starke Holzsäule im Durchschnitt dar, welche am hinteren, südlichen Ende des Baues senkrecht aufgerichtet war, um dem mittleren Firstbalken jenes Daches oben zur Festigung zu dienen; *e* bezeichnet die wiederum schräg in diese Holzsäule eingezapfte Holzstrebe, welche verhindern sollte, daß die Säule aus ihrer senkrechten Richtung wich; diese Strebe stand südlich hinter der genannten Säule; unten war sie, wie die übrigen Stützen des ganzen Holzbaues mittels Steinen in dem ausgeworfenen, das Oblong des Grundrisses umgebenden Graben (*b*) befestigt, wie dies besonders in Fig. 4, dem Längs-Aufriß des Tiefengrabes, bei *b*¹ und *b* ersichtlich

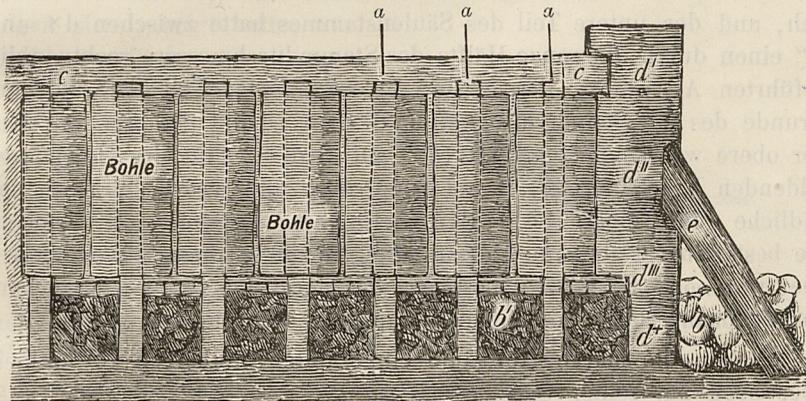


Fig. 4. Längs-Aufriß des Tiefengrabes.

ist, indem hier *d* die senkrechte Holzsäule, *e* die hintere schräge Holzstrebe und *a* die oben erwähnten Stützbalken, *b* und *b*¹ aber die in den ausgestochenen Graben zwischen die Balken geworfenen Steine bedeuten, welche jene Stützen im Grunde festigen.

In eben dieser Figur 4 sowie auch in Figur 2, dem Querschnitte des Tiefengrabes, können wir die weitere Konstruktion dieses Holzbaues deutlich verfolgen. Fig. 4*d* zeigt jene $\frac{1}{2}$ m Durchmesser haltende und 1 m 70 cm hohe Holzsäule, welche dem ganzen Bau Stand und Festigkeit verlieh, so daß nur unmittelbar neben und um diese Säule herum die Holzkonstruktion des Bauwerkes noch in ihrer ursprünglichen Ordnung der Balken erhalten war, während auf

dem entgegengesetzten nördlichen offenstehenden Giebelende der gewaltige Druck und Seitenschub der obenauf lastenden Stein- und Hügelmasse das Gebäude schief nach der östlichen Seite hin gedrückt hatte,

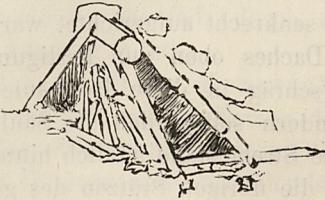


Fig. 5. Das Holzhaus in seiner verdrückten Lage.

wie dies Fig. 5 veranschaulicht. Jene Holzstandsäule d (Fig. 4) bestand aus einem rohen Baumstamme von gegen $\frac{1}{2}$ m Dicke, bei d' enthielt derselbe ein großes Zapfenloch, in welches der Firstbalken (c) eingefügt war, ebenso war ungefähr in der Säulenmitte auf der hinteren südlichen Peripherie des Stammes bei d'' ein Zapfenloch für die schon oben erwähnte Gegenstrebe e befind-

lich, und der untere Teil des Säulenstammes hatte zwischen d'x und d''' einen durch die ganze Hälfte des Stammdurchmessers rechtwinklig geführten Ausschnitt, dessen unterer senkrechter Teil (d'x) auf dem Grunde des mit Steinen ausgefüllten Grabens (b und b') fußte, während der obere wagrechte Ausschnitt (d''') auf dem die Flur des Holzhauses bildenden Erdoblong (Fig. 2 und 4) aufruhte und unter sich noch das südliche Ende eines Holz-Dielenbodens festhielt, auf welchem die bestatteten Toten unmittelbar auflagen; unter diesem Dielenboden aber war noch die ganze Oberfläche des Erd-Oblonges, über welchem das Grabhaus stand, mit einem Steinpflaster überkleidet.

Der in die starke Holzsäule eingezapfte Firstbalken (c) enthielt aber noch auf seiner Ost- und Westseite je sieben halbschräg ausgehöhlte¹⁾ Zapfenlöcher (Fig. 2c), in welche die hier in dachiger Richtung von unten (aus dem Graben b) nach oben geneigten Stützbalken a befestigt waren. Wie Fig. 2 zeigt, waren in diese Stützen²⁾ die querliegenden Bretter, welche den Dielenboden bildeten, in wagrechter Lage so eingezapft, daß der eine Zapfen in den östlichen, der andere in den westlichen Stützbalken eingefügt war. Unmittelbar unter diesem Dielenboden folgte das schon erwähnte Steinpflaster, welches das aus dem Graben b emporragende Erdoblong f, dessen Seitenwände der Schräge der an ihm anliegenden Stützbalken folgend

¹⁾ Ursprünglich hatte Klopffleisch geschrieben „ausgestemmt“.

²⁾ Für die Ausdrücke „Stützbalken“ und „Stützen“ würde ich die Bezeichnung „Sparren“ gewählt haben, da es sich um eine Dachkonstruktion handelt. H.

schräg aufwärts liefen, nach oben in fester Bindung abschloß; dieses Pflaster bestand aus kleineren Bruchsteinen von Kalk und Sand.

Auf jenen vierzehn seitlichen Stützbalken a aber waren mit oben und unten eingeschlagenen Holznägeln starke Holzbohlen (Fig. 2n und Fig. 4) in ihrer Mittellinie befestigt, welche Bohlen unten flach, oben aber konvex geformt waren, d. h. sie hatten das Ansehen sehr starker sogenannter „Schwarten“ und waren offenbar durch Abspalten von der Oberfläche starker Baumstämme gewonnen worden. Diese Bohlen (n) begannen oben an dem unteren Teile des Firstbalkens c und endeten unten in dem Graben b in der Höhe der Dielenbretter. Sie füllten den Raum zwischen den Stützbalken von oben her vollständig aus, so daß immer die eine Bohle mit ihren Seitenrändern ziemlich dicht an die andere in derselben Ebene angrenzte; wo aber hier eine offenstehende Fuge zwischen den Bohlenrändern sich gezeigt hatte, war dieselbe sorgfältig mit Gipsmörtel ausgegossen und abgestrichen worden. Fig. 6 zeigt einen Teil eines solchen die Fugen zwischen den Holzbohlen auskleidenden Gipsmörtelstückes in dreifacher Verkleinerung¹⁾; während dasselbe oben wagerecht abgeflacht ist, aber eine unregelmäßig verlaufende leistenartige

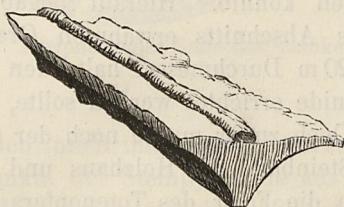


Fig. 6. Ein Stück Gipsmörtel.

Hervorragung auf der Fläche zeigt, welche von einem rohen Abstreichen der ursprünglich weichen Masse mit einem Finger oder Holz herrühren mag, so zeigt der vordere Bruch dieses Mörtelstückes unten konkav gebogene Randflächen, welche von den konvexen Oberflächen der Holzbohlenschwarten herrühren, zwischen deren Randfugen die weiche Gipsmörtelmasse eingegossen und eingestrichen worden war, um das Holzdach des Grabhauses vollständig wasserdicht zu machen.

Über diesem also wohlverwahrten Bohlendache, welches auf der vorderen Nordgiebelseite (N in Fig. 3) ganz offen stand, während es, wie vier zerfallene Stützen und Bohlenreste auf der hinteren Südseite bewiesen, hier verschlossen war, folgte als oberste Deckung eine

¹⁾ Dasselbe ist 19,5 cm lang.

noch jetzt bis gegen 15 cm starke Schicht verwesten Schilfes (Fig. 2 i). Mit dieser Schilfbedeckung endet nach oben das eigentliche Grabhaus, das, wie wir gesehen haben, wesentlich als ein dachförmiges Holzgebäude zu bezeichnen ist. Die Leichenbestattung auf der Diele desselben haben wir hernach besonders zu besprechen.

Jetzt aber müssen wir noch den großen Steinbau ins Auge fassen, der wie die Schale den Kern hier als schützender Mantel das hölzerne Grabhaus barg und umschloß. — Nachdem die Zimmerhandwerker ihr Holzhaus errichtet und mit Schilf gedeckt hatten, und die Leichenbeisetzungs-Zeremonien beendet waren, begann die Trauerversammlung die Steinumhüllung des Grabhauses damit, daß sie, um das Grabhaus möglichst unversehrt zu erhalten, stärkere Steinplatten, wie in Fig. 2 zu sehen ist, flach auf die oberste Schilfrohrbedeckung des Grabdaches legten, so daß dann die danach folgende Aufschiebung des Stein-cairns keine Unordnung in das Schilfdach bringen konnte. Hierauf begab man sich zu dem schon anfangs dieses Abschnitts erwähnten Graben (Fig. 1 a), welcher ringförmig den 20 m Durchmesser haltenden Platz, auf welchem die große Steinpyramide errichtet werden sollte, umgab.

Doch zuvor mußte noch der ganze freie Grundplan, über welchem der Steinbau, das Holzhaus und der künftige Erdhügel sich erhoben, durch die Feier des Totenopfers geweiht und gesühnt werden. Deshalb fanden sich über dem ganzen mit kleinen Steinen überpflasterten Untergrunde des Hügels einzelne Kohlen, aschige Erde, von Feuer gerötete Steine des Pflasters, hie und da zerstreut auch einzelne Tongefäßscherben, welche absichtlich zertrümmert und umhergestreut waren, ebenso auch einzelne Splitter und Reste von Knochen, welche den Tieren angehört hatten, die bei dem Schmause, welcher mit dem Totenopfer verbunden zu sein pflegte, verzehrt worden waren. Doch mußte man hier im Gegensatz zu anderen Grabhügeln diese Reste des Totenopfers nur spärlich nennen — möglich daß bei Kindern — und die Hauptperson unseres Tiefenbegräbnisses war ein Kind — nur einige kleine und jugendliche Tiere geopfert wurden, wenigstens hat der Verfasser auch in einem anderen Kindergrabe zu Thierschneck bei Camburg (S.-Meiningen) die Geringfügigkeit der Totenopferreste gegenüber anderen Gräbern ein und derselben Gräbergruppe beobachten können. Die sühnende, reinigende Bedeutung des Totenopfers mußte naturgemäß bei „unschuldigen“ Kinderleichen zurücktreten im Gegensatz zu den Erwachsenen, deren Leben schon durch die Entwicklung

der sinnlichen Triebe und durch mancherlei sonstige Schuld sittlich getrübt erscheinen mußte.¹⁾

Nachdem also das Totenopfer und der Totenschmaus von der Gesamtheit der Anwesenden vollzogen war, begann die versammelte Menge der Leidtragenden das Steindenkmal zu bauen, indem man in jenen peripherischen Graben (Fig. 1 a) die schwersten und größten der vorher herbeigeschafften Steine zuerst nach außen in fast senkrechter, und dann nach innen in halb schräger Lagerung in dicht geschlossener Ordnung schichtete, so daß die Basis der Steine nach außen, die Spitze derselben nach dem inneren Grabmittelpunkt gerichtet wurde; jeder einzelne Stein wies so schon von der Peripherie des Cairn aus gewissermaßen mit seiner oberen Kante oder Spitze nach der Stelle hin, wo hier die Leichenbeisetzung stattgefunden hatte. Häufig waren auch große schwere Steinplatten und Steinblöcke noch wagerecht vor die Peripherie dieses Stein-



Fig. 7. Peripherisches Ende des Steinkegels.

dammes gelegt (vgl. Fig. 7), um einen Widerhalt gegen den Druck zu geben, der bei der nach innen immer höher werdenden Schichtung der Steine vom Mittelpunkte der Steinpyramide aus nach der Peripherie hin erfolgen mußte. Von diesem peripherischen starken Steindamm aus nahmen die Steine nach dem Zentrum des Kegels hin allmählich an Größe und Schwere ab, alle aber waren so aneinander gefügt, daß stets der obere den unteren, und jeder Stein seinen seitlichen Nachbar in mindestens $\frac{1}{3}$ seiner Fläche dachziegelartig deckte, so daß weder die Bodenfeuchtigkeit von oben her eindringen konnte, noch größere wilde Tiere imstande gewesen wären, von außen her in den Steinhügel einzudringen — immer stand diesen letzteren ein undurchbrechbarer steinerner Plattenpanzer entgegen. Das feuchte Element konnte seinen Weg hier nur von unten, von dem Grundboden her aufwärts dringend finden, denn dieser Grundboden lag in der

¹⁾ Ich habe diesen Absatz vom angeblichen Totenopfer nicht tilgen wollen, obwohl er zur Schilderung des tatsächlichen Befundes nicht gehört, sondern aus der Phantasie geschöpft ist. Es ist immerhin bemerkenswert, daß noch vor 35 Jahren ein auf naturwissenschaftliche Beobachtung gerichteter Forscher von der Einmischung seiner subjektiven Vorstellungen in den objektiven Bericht des Tatbestandes sich nicht freihalten konnte. H.

Fall-Linie eines Bergabhanges und konnte von der von diesem herab-rinnenden und den Erdboden durchtränkenden Bodenfeuchtigkeit unterirdisch durchdrungen werden, um so mehr, als ein toniger Mergelboden den Grund des Hügels bildete, welcher ja bekanntlich schwammartig das Wasser an sich saugt.

So war denn auch in der Tat der Grundboden des Grabhügels ziemlich feucht bei seiner Eröffnung, während schon die unteren Schichten des bedeckenden hohen Erdaufwurfs und der Raum zwischen den einzelnen Steinen des Steinkegels ganz trocken war. Ebenso waren die unteren Teile der Holzstützen des Grabhauses durch die Bodenfeuchtigkeit sehr erweicht und molmig geworden, während die oberen Holzteile desselben zwar auch mürbe, aber doch fast trocken geblieben waren.

Der große Steinkegel, der über 2 m in der Höhe maß, war besonders von oben her (wie dies Figur 2 andeutet) sehr sorgsam wieder mit größeren und regelmäßiger gelegten Steinplatten gedeckt, während die darunter liegenden Steine etwas unregelmäßigere Formen zeigten.

Wie schon früher erwähnt, folgte eine gegen 4 m starke Erdschicht über dem Steinbaue; von dieser sehr fetten schwarzbraunen Kulturerde war die unmittelbar über den Steinen liegende, ungefähr 70 cm starke Schicht (Fig. 1 c¹) eisenhart; dies kam davon, daß man diese Erdschicht naß eingemengt und wie Tennenboden behandelt, d. h. festgestampft hatte, worauf sie nach dem Trocknen sehr hart und widerstandsfähiger gegen Feuchtigkeit wird. Die oberen Schichten des Erdaufwurfs bestanden dagegen aus lockerer guter Erde (Fig. 1 c) und enthielten einen Spinnwirtel von Ton (v) und ein eisernes Messer (w), welche jedenfalls später von oben her, aber doch noch vor der Anlage der den obersten Teil des Hügels einnehmenden ausgedehnten Leichenschicht (Fig. 1 o), in den Hügel gelangt waren. Diese letzte oberste Schicht des Hügels werden wir, was ihre zahlreichen Leichen-Beisetzungs-Anlagen betrifft, weiter unten bei der Fundbeschreibung näher besprechen.

Betreffs der Steine aber, aus denen der näher beschriebene untere gewaltige Steinkern aufgebaut war, ist noch besonders hervorzuheben, daß, da Leubingens nähere Umgebung fast steinlos zu nennen ist, indem der Untergrund der Flur von vorherrschend gipsiger Beschaffenheit sein soll, man die Steine zu diesem mächtigen Baue zum Teil meilenweit herbeischaffen mußte. So wurde von anwesenden sachkundigen Kennern der Gesteine der Unstrutumgebung, z. B. der

rote Sandstein von der Rothenburg beim Kyffhäuser und von der Sachsenburg, ferner der weiße Sandstein aus der Umgebung Nebras, Kalksteine von der Hainleite und sogar Tuffsteine von Greußen deutlich erkannt.

Was läßt uns aber diese sichere Tatsache für einen tiefen Blick in die Verhältnisse jener Urzeit tun, aus welcher unser Grabhügel stammt! Wir sehen hier im Geiste die mächtigen Reihen holzrädiger Wagen oder Karren vor uns, welche, durch den leitenden Willen eines Stammesoberhauptes befehligt, den umliegenden Gau nach geeigneten Steinen für die Errichtung des Grabhügels eines jedenfalls mit jener Herrscherfamilie des Stammes oder Gauces in naher Beziehung stehenden geliebten Kindes durchsuchen. Dies alles setzt bereits die Entwicklung eines mächtigen Gemeinwesens und die Anfänge eines Verkehrslebens voraus, welches schon fahrbarer, wenn auch noch unvollkommener Straßen sich bediente. Bei der Aufrichtung dieses Steinbaues mußte ferner eine große Menschenzahl Hand angelegt haben, wenn es in Zeit weniger Tage entstehen sollte. Denn wenn wir die Stein- und Erdmassen, welche bewegt werden mußten, um diesen Hügel aufzubauen, nach Kubikmetern berechnen, so ergibt sich ungefähr folgendes eher zu niedrig als zu hoch gegriffenes Verhältnis:

An bewegten aufgeschütteten Erd- und Steinmassen enthält der ursprüngliche ältere Teil des Leubinger Hügels, d. h. ohne die 2 m hohe oberste Skelettschicht, welche einer späteren Periode entstammte, nach der Berechnung eines tüchtigen Mathematikers, des Herrn stud. math. M. Diesing (aus Magdeburg) in Jena, ungefähr 3270 cbm, von denen gegen 209,5 cbm auf den inneren konischen Steinbau fallen, während 3060 cbm Erde zu dem den Steinbau bedeckenden Hügel gehörten. Schwerlich werden die alten zweirädrigen Karren, wie sie uns auf Denkmälern des Nordens: dem Kivikmonument und dem Willfarasteine (vgl. Nilson, das Bronzealter S. 49 und den Nachtrag dazu S. 42) in Abbildungen erhalten sind, mehr als einen Kubikmeter Steine oder Erde fortzuschaffen imstande gewesen sein. Es vergegenwärtigen uns also diese Zahlen eine beträchtliche Summe von menschlicher Kraft, wenn man die primitiven Verhältnisse jener Zeit berücksichtigt!“ —

Soweit die Beschreibung in Klopffleischs Manuskript. Aus Tetzlaffs Dissertation ist als Ergänzung hinzuzufügen, daß die Hölzer des unteren Grabgehäuses von der Eiche herrührten. Die Fortsetzung des Fundberichtes ist aus den übrigen oben angegebenen Quellen zu entnehmen:

Das Innere des Grabes oder vielmehr der hölzerne Fußboden der Holzhütte war 3,90 m lang, 2,10 m breit; die Längenrichtung ging von Süden nach Norden. In dieser Richtung lag in der Mitte der Diele ein menschliches Skelett ausgestreckt, das von einem Greise herrührte, wie die abgenutzten Zähne und die häufigen Spuren von Altersgicht an den Knochen desselben bewiesen. Quer über der Mitte oder Hüftgegend dieses Skeletts lag kreuzweis ein anderes, das aus den Beigaben als weibliches zu erkennen war, und das von einem jugendlichen Individuum im Alter von etwa 10 Jahren herrührte, wie sich aus dem Umstande ergab, daß die Epiphysen noch nicht mit den Gelenkenden der Röhrenknochen verwachsen waren. Dies letztere Skelett war fast gänzlich zerstört, und auch das erstere so stark beschädigt, daß nur noch wenige charakteristische Reste entnommen werden konnten. Messungen scheinen nicht vorgenommen zu sein, Angaben über die Größe der Körper fehlen. Wir erfahren nur, daß von Feuerspuren sich nichts an diesen Knochen gefunden habe. Auch darüber fehlt eine Mitteilung, ob das Innere des Grabgehäuses leer oder mit Erde gefüllt war. Da die nördliche Giebelseite offen, auch der Verschuß des südlichen Giebels zerfallen und die ganze Hütte verdrückt war, würde das Eindringen von Regenwasser und aufgelöster Erde wahrscheinlich sein, wenn nicht anderseits durch die dachziegelartige Schichtung und Deckung des Steinmantels das Durchsickern von Wasser unmöglich gemacht worden wäre. Aus den ausdrücklichen Angaben über die wasserdichte Beschaffenheit der Steinpyramide werden wir schließen dürfen, daß der Innenraum der Holzhütte leer von Erde war.

Die Beigaben. Auf der linken Seite des männlichen Skelettes, und zwar zu seinen Füßen, also in der nordwestlichen Ecke der Hütte fand man die Trümmer eines großen Tongefäßes (Tafel IV, Fig. 1), das mit Steinen umgeben war. Dasselbe ist erst vor einigen Jahren (1903) durch Förtsch zusammengesetzt und ergänzt worden und zeigt eine andere, mehr schlauchförmige Gestalt als die von Klopffleisch gegebene Zeichnung, die ein in der Mitte ausgebauchtes Gefäß darstellt; auch die Höhe (39,5 cm) ist beträchtlicher als die dort angegebene (32 cm), die größte Breite (38—38,2 cm) liegt nicht in der Mitte, sondern bei der Höhe von 16 cm.¹⁾ Der obere Durchmesser beträgt

¹⁾ In dem „Kurzen Bericht“, Neue Mitt. XIV, S. 554, gibt Klopffleisch die größte Breite auf 52 cm an; die Zahl der „kleinen Henkel“ auf vier. Alle obigen Maßangaben beruhen auf meinen eigenen genauen Messungen an den Originalen.

25,3 bis 25,8; der Durchmesser der Stehfläche 14,2 bis 15 cm. Der Hauptkörper des Gefäßes wird von dem konkav geschwungenen Halse durch zwei wagerecht verlaufende, grob geritzte Linien abgetrennt; der Hals unterscheidet sich auch durch schöne Glätte und schwarze Farbe von dem rostbraunrot gefärbten und durch Finger-Kehlstreifen rau gemachten Unterkörper. Diese durch die Finger des Töpfers hergestellten flachen Streifen verlaufen nebeneinander schräg über den ganzen Hauptteil des Gefäßes, und die Grate, die zwischen ihnen ganz verschieden stark und hoch stehen geblieben sind, geben vornehmlich dem Gefäße das rauhe Aussehen. Zwei kleine Ösen überbrücken die Grenzlinien zwischen Bauch und Hals. — „Die Tonmasse ist im ganzen grobsandig, von mittelharterm Grade der Brennung; im Innern des Gefäßes aber ist eine feinere graue geschlammte Tonschicht übergezogen,



Fig. 8.



Fig. 9.

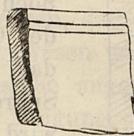


Fig. 10.

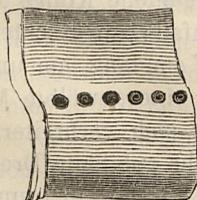


Fig. 11.

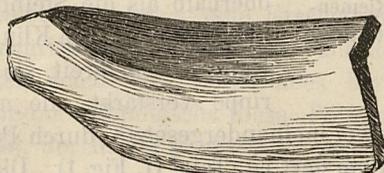


Fig. 12.

Gefäßscherben aus dem unteren Grabe.

welche an dem polierten äußeren Halsteile, der glänzend schwarz ist, mit Kohlenstaub gemischt zu sein scheint; ein Graphitüberzug ist nicht vorhanden.“ Auch andere Tonscherben, die angeblich von dem Totenopfer herrühren sollen, zeigen die sorgfältige Glättung einer aufgetragenen feiner geschlammten Tonschicht von schwarzer oder roter Farbe, die geschwungene Biegung des Halses und als Verzierung

leicht eingeritzte Parallellinien und mit einem spitzen Instrument eingedrückte Punktreihen (Fig. 8—11); auch ein Bodenstück mit konkav eingezogener Bodenfläche fand sich (Fig. 12).

Diesem Gefäße gegenüber zur rechten Seite und zu Füßen des Männerskelettes lag eine regelmäßig geformte steinerne Streichschale (Taf. III, Fig. 8) in Gestalt eines Parallelepipedons mit abgerundeten Kanten, sie ist 21,2 cm lang, 6,9 cm breit, in der Mitte 3,4 cm dick, an den Enden 3,1 und 2,5 cm, sie scheint aus Wetzschiefer zu bestehen und war zum Schärfen der Äxte, Dolche und Meißel wohl geeignet. Daneben weiter aufwärts war eine große gewölbte Steinhacke niedergelegt, von 30,8 cm Länge, aus Serpentin geformt, mit einem quergestellten Bohrloch versehen (Taf. III, Fig. 7). Interessant ist, was Klopffleisch über die Schäftung dieses Arbeitsinstrumentes mitteilt, die er aus anklebenden Spuren noch „deutlich erkannt“ hat.



Fig. 13. Spuren von Riemenbefestigung.

Die Hacke war zwischen zwei „Wangen“ eingeklemmt gewesen, in welche der Stiel auslief; ein Pflock, der durch die Wangen und das Bohrloch der Hacke hindurchging, befestigte diese an den Holzstiel, dazu kam noch eine Umschnürung mit Riemen, deren Spuren auf der Oberfläche der Hacke so deutlich sichtbar waren, daß sie Klopffleisch abzeichnen konnte (Fig. 13).¹⁾ Spuren sind noch jetzt zu sehen. Der Stiel der Hacke wird bis zur rechten Hand des Toten gereicht haben.

Dasselbe wird von dem hölzernen Stiel eines Dolchstabes gelten, dessen metallene Klinge weiter oberhalb als die Steinhacke ebenfalls zur Rechten des Skelettes lag. Die Klinge ist 20,7 cm lang, am unteren Ende 6,6 cm breit, sie ist durch eine gewölbte Mittelrippe verstärkt, die nach unten sich verbreitert und durch zwei ineinandergesetzte, durch Parallelstriche gebildete Dreiecksfiguren verziert ist (Tafel II, Fig. 1). Die Klinge ist an der abgerundeten

¹⁾ Diese Art der Schäftung kann m. E. die praktische Verwendbarkeit der kupfernen „Doppeläxte“ aufklären, die von einem so kleinen Loche durchbohrt sind, „daß es gar nicht als Schaftloch gedient haben kann“ (Montelius, Chronol. der älteren Bronzezeit, S. 14; Lissauer, Die Doppeläxte, Ztschr. f. Ethn. 1905, S. 522). Durch das kleine Loch konnte sehr wohl ein kupferner Stift geführt werden, der die Verbindung mit den beiden Wangen des Stiels besser herstellte als der Holzpflock der Steinhacke. Bei einer solchen Schäftung haben die beiden Schneiden der „Doppelaxt“ quer zum Stiel gestanden, das Werkzeug war also eine „Doppelhacke“.

und verdickten Spitze nicht scharf, und auch an den Seiten weniger scharf als der mitgefundenen größte Dolch. Klopffleisch hielt sie für einen Dolch. Daß es sich um einen Dolchstab handelt, ist schon länger erkannt, zuerst von O. Tischler, wie Olshausen in den Verhandlungen der Berl. Anthropol. Gesellschaft, 1886, S. 470 bei Besprechung der Goldsachen von Leubingen erwähnt.¹⁾ Entscheidend für die Einreihung unter die Dolchstäbe ist einmal die mittlere Verdickung der Klinge, dann auch besonders der Umstand, daß die im Rost bemerkbare Grenze des Stieles geradlinig ist, während bei Griffdolchen diese Grenzlinie den bogenförmigen Ausschnitt aufweist.

Bei unserer Klinge ist nicht bloß die geradlinige Grenze des einstigen Schaftes im Roste bemerkbar, sondern auf beiden Seiten der Klinge ist auch durch die im Oxyd festklebenden und konservierten Holzfasern derjenige Teil der Klinge kenntlich gemacht, der einst von Holz umgeben gewesen ist. Die Längsfasern des Holzes verlaufen quer zur Klinge und bekunden, daß der Holzstiel nicht wie beim Griffdolch in der Fortsetzung der Klingennachse verlaufen ist, sondern daß er quer zur Klinge stand. Dabei ist auch deutlich zu bemerken, daß die Klinge nicht ganz senkrecht in den Schaft eingelassen gewesen ist, sondern so, wie Förtsch bei einem der Dieskauer Dolchstäbe angemerkt hat (Jahresschrift IV, S. 18, Taf. II, Fig. 8), mit einer Neigung nach oben, also in einem stumpfen Winkel.

Nach Klopffleischs Angabe (Kurzer Bericht S. 15) bildete der Holzgriff bei dieser größten Klinge „eine Art Parierstange“, das heißt: er ragte über die Klingebreite beiderseits hinaus, eine Erscheinung, die bei der üblichen Form der Dolchgriffe nicht vorkommen könnte, sondern nur von dem quergestellten Schaft des Dolchstabes herrühren kann. Wenn dagegen die Zeichnung Klopffleischs diese „Parierstange“, in einen Handgriff auslaufen läßt, der in der Fortsetzung der Klingennachse liegt, so kann diese Fortsetzung nur als freie Ergänzung des Nichtvorhandenen angesehen werden, wie sie sich auch weiter unten in der Wiedergabe einiger Gefäßreste als ganze Gefäße bekundet. Ein solcher Griff würde quer zur Holzfasern — etwa aus einem Brett — ausgeschnitten gewesen sein und keine Haltbarkeit gehabt haben. In

¹⁾ Auch Montelius nennt in seiner Aufzählung der Fundsachen von Leubingen: „d) die Klinge eines Schwertstabes, 21 cm lang und 7 cm breit . . . e) drei trianguläre Dolche.“ (Chronol. der ältesten Bronzezeit, 1900, S. 64.) Im Berliner Katalog 1880, S. 518, ist die Klinge noch als Bronze-Dolchklinge bezeichnet.

seinem Notizbuch hat Klopfleisch dagegen zu einer Skizze der Dolchstabklinge mit Parierstange die Überschrift gesetzt: „Schaft der Lanze, darunter quer der große Dolch.“ Ursprünglich muß ihm also die später so genannte Parierstange wie ein Schaft vorgekommen sein.

In diesen Schaft war der unterste, unverzierte Teil der Klinge 2,4 cm tief eingelassen und vermittelt drei Stifte oder Niete befestigt, die oben und unten mit einem kräftigen, glockenförmigen

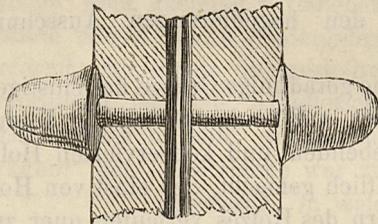


Fig. 14. Niet des Dolchstabes.

Buckel von 14 mm Höhe gekrönt waren (Tafel III, Fig. 9). Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Buckeln, also die Dicke des Holzschafte, betrug nach einer Zeichnung Klopfleischs (Fig. 14) 2,5 cm; die Zeichnung ist richtig, da die einzige noch sitzende Nietkuppe von der Klinge 11 mm absteht (Tafel III, Fig. 9); die übrigen 5 Nietbuckel mit ansitzenden Stiften sind abgebrochen

noch vorhanden. Das Holz dieses Schafte war nach der Bestimmung Tetzlaffs Weißdorn.

Der Dolchstab mit Weißdornschaft war eine wirkliche Waffe und braucht nicht als Dekorationsstück angesehen zu werden. Erst die hohlgegossenen Bronzeschäfte oder die engen Schafttüllen an den meisten Dolchstäben lassen einen ernsthaften Gebrauch ausgeschlossen erscheinen. Nur für dekorativ getragene Prunkwaffen konnte die ganz unhaltbare Flick- und Blecharbeit bestimmt sein, die wir an zwei Dieskauer Dolchstäben kennen gelernt haben. (Förtsch, Jahresschrift IV, S. 22).

An derselben Stelle wie diese Dolchstabklinge, mit ihr gekreuzt, lag eine Dolchklinge, und weiter oberhalb, schon nahe dem rechten Knie fand sich noch ein Paar gekreuzter Dolchklingen. Die Länge der drei Klingen beträgt 12,6 cm, 11,6 cm und 8,5 cm (Tafel II, Fig. 6, 5, 7). Die zweitgrößte zeigt Linienverzierung und runden Griffausschnitt. Alle drei Dolche hatten noch Reste vom Griffe; am meisten der zweitgrößte, von dem sogar die mit breitem Bronzedraht umwundene Handhabe noch zu erkennen gewesen ist (Fig. 15 und 16). Die Griffe der beiden größeren Dolche sind nach Tetzlaffs Bestimmung von Weißdorn, der des kleinsten Dolches von Esche gewesen. Von den sechs Nieten des größeren Dolches sind die mittleren 14 mm,

die seitlichen 10 mm lang, die sieben des zweitgrößten sind 12 bis 9 mm, die drei des kleinsten 6 bis 5 mm (Fig. 17); hieraus ergibt sich die Stärke desjenigen Griffteils, in dem die Klinge eingelassen war.



Fig. 15.

Dolchgriff mit Bronzedraht umwunden.

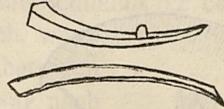
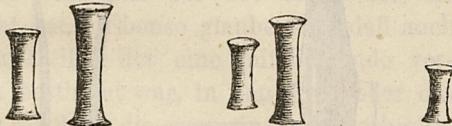


Fig. 16.

Bronzedraht vom Holzgriff.

Fig. 17. Niete der drei Dolche, $\frac{1}{1}$.

Die Dolche hatten auch Reste von Scheiden bewahrt; Klopfleisch sagt zwar nur, daß bei einzelnen derselben Scheidenreste bemerkbar waren; die Dolchstabklinge, die er zu den Dolchen rechnet, wird keine Scheide gehabt haben; daß aber mindestens drei Scheiden vorhanden gewesen sind, lehrt der Wortlaut bei Tetzlaff S. 43: „Von den Dolchscheiden hat nur eine für uns ein höheres Interesse, welche, wie sich bei der mikroskopischen Untersuchung herausstellte, nicht, wie die übrigen, aus Leder, sondern aus einer Rinde verfertigt war.“ Diese eine bestand aus Eichenrinde.

Zwischen diesen beiden Klingepaaren und nahe beim rechten Fuße lagen zwei Bronzeäxte mit niedrigen Randleisten (Tafel II, Fig. 9 und 8), die eine 14,2 cm lang, mit dem schwach ansteigenden Querabsatz, wie er sich schon in der ersten Periode der Bronzezeit findet,¹⁾ die andere, 13,8 cm lang, mit glatt verlaufender Bahn. An

¹⁾ Vgl. Lissauer, Typenkarten, Zeitschr. für Ethn. 1904, S. 542, Fig. 9 und S. 562; 1905, S. 795, Fig. 3. — In einem Tongefäße, das bei Hausneindorf, Kreis Aschersleben, gefunden ist, befanden sich Randäxte mit jenem schwachen Absatz und solche ohne Absatz zusammen. Zeitschr. für Ethn. 1905, S. 846 und 1904, S. 564. Vgl. Montelius, Chronologie, Fig. 57, 58: 91.

dem hinteren schmalen Teil dieser beiden Äxte fanden sich noch deutlich Reste des Holzstieles vor (Fig. 18 und 19), die aber in Tetzlaffs Dissertation nicht erwähnt werden. Dieser Mangel ist um so auffälliger, da Klopffleisch die Bemerkung macht: „Diese Geräte dürften ihrer Holzfassung nach entschieden als Äxte gedient haben, sowohl als Waffen als auch als Zimmeräxte tauglich.“¹⁾ Man sollte meinen,

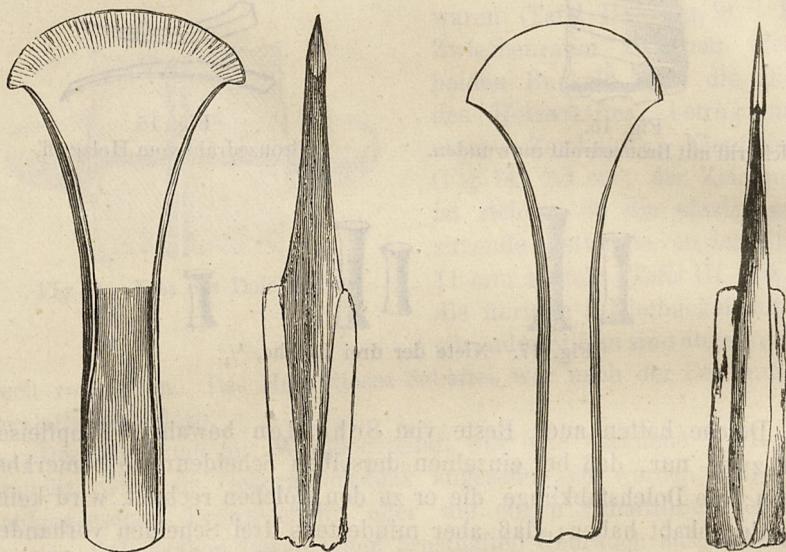


Fig. 18. Bronzeäxte mit Holzresten. Fig. 19.

daß er die Knieform des Stieles wahrgenommen habe; aber die Zeichnungen enthalten nichts davon, auch lehren alle übrigen Reste der hier gefundenen Holzstiele, daß nur diejenigen Teile sich erhalten haben, die sich in unmittelbarer Verbindung mit Bronze befanden.

In der Nähe des oberen Dolchpaares, und so, daß sie mit ihren Holzgriffen gewiß die Höhe der rechten Hand des Skelettes erreichten, lagen ferner drei bronzene Meißel; der größte mit geradlinigen Seitenrändern ist 20,6 cm lang (Tafel II, Fig. 4); der zweite von 15,3 cm Länge hat keine Ränder, aber nahe der Mitte eine vorspringende Verbreiterung, ähnlich wie der zinnarme Meißel von

¹⁾ Kurzer Bericht in Neue Mitt. XIV, S. 455.

Hedersleben (Kr. Oschersleben).¹⁾ Die obere Hälfte ist schmaler als die untere und läuft auch in eine schmalere Schneide aus (obere Schneide 7,5 mm breit, untere 12,5 mm, Mitte 18 mm; Tafel II, Fig. 3). Ähnlich geformt ist der dritte, kleinste Meißel (Tafel II, Fig. 2); auch er hat die sprossenartige Verbreiterung und war nach Klopfleischs Angabe mit zwei Schneiden versehen; jetzt fehlt das eine Ende, so daß dieser Teil von der Verbreiterung an nur 2,9 cm mißt und mit dem Bruch endigt, der einen kreisförmigen Querdurchschnitt aufweist; der andere Teil mißt von der Verbreiterung bis zur Schneide 5,2 cm; die ursprüngliche Länge des Meißels wird demnach, wenn die Verbreiterung in der Mitte lag, 10,4 cm betragen haben. Der dünnere und jetzt kürzere Teil war nach Klopfleischs Zeichnung mit Holz umgeben (Fig. 20). Dieser Umstand beweist, daß nicht ein doppelschneidiges Werkzeug vorliegt, sondern daß der obere Teil als Griffangel gedient hat. Ebenso glaube ich, daß auch bei dem zweiten Meißel der eine mit Schneide versehene Teil dazu bestimmt war, in den Griff oder das Heft versenkt zu werden; die vorspringende Verbreiterung hatte den Zweck, daß das Heft bei den von oben geführten Schlägen nicht über die Klinge des Meißels hinabgetrieben wurde. Entsprechende Vorrichtungen haben wir ja noch heute an den Meißeln und Stechbeuteln.



Fig. 20.
Kleinsten
Meißel, $\frac{1}{2}$.

Klopfleisch meint, daß diese drei Werkzeuge „nach dem Urteile praktischer Handwerker als Steinbohrer bezeichnet werden müssen“, die zwei kleineren seien doppelschneidig gewesen und hätten je zwei Bohrweiten in sich vereinigt, so daß die drei Bohrer fünf aufeinander folgende Bohrweiten repräsentiert hätten; die Art des Gebrauchs sei die des Drillbohrers gewesen. Diese Auffassung der Instrumente ist sicherlich abzulehnen. Bronze ist durchaus ungeeignet, um Stein zu bohren, die Klingen bieten für eine umgeschlungene Bogensehne und deren Hin- und Herbewegung keinen Halt; die Holzschäftung beweist, daß nur eine Schneide an jeder Klinge für den Gebrauch bestimmt war. Es handelt sich vielmehr um drei Meißel, die zur Bearbeitung des Holzes dienen. Das Holzgehäuse

¹⁾ Tafel VI, Fig. 6. Vgl. auch Olshausen in Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch., 1894, S. 102; Montelius, Chronologie der ält. Bronzezeit, S. 63, Fig. 180. Die gleiche rautenförmige Verbreiterung kommt an Pfiemen vor, vgl. Mitt. aus dem Prov.-Mus. Halle II, S. 92 (Größler, Burgscheidungen).

des Grabes zeigt uns Zapfenlöcher, sowie Löcher zum Eintreiben der Holznägel, zu deren Herstellung Meißel nötig waren; und gerade die Nagellöcher machten Meißel von der Länge nötig, wie sie Fig. 4 aufweist. Bohrer mit hohler Klinge kommen in der Bronzezeit noch nicht vor.¹⁾ Die Holzreste an den „Bohrern“ waren nach Tetzlaffs Bestimmung Weißdorn (*crataegus*).

Der Schlägel, den man zum Eintreiben des Meißels gebraucht, ist bis auf den heutigen Tag von Holz; ein hölzerner Schlägel wird auch im Leubinger Grabe ursprünglich bei den Meißeln gelegen haben.

Die genannten elf Gegenstände waren Mitgaben für den hier beigesetzten älteren Mann, es waren Waffen und Werkzeuge, die ihm wahrscheinlich im Leben gehört hatten. Wir gehen nun zu den Schmucksachen über, die angeblich zu dem Skelett des jungen Mädchens gehören.

„Über der Kreuzungsstelle mit dem kindlichen Skelette“, also über der „Hüftgegend“,²⁾ lagen folgende Goldsachen:

Zwei massive goldene Nadeln (Tafel III, Fig. 2 u. 3) von derjenigen Form, die von Tischler als Säbelnadel bezeichnet worden ist. Sie sind unten säbelartig gebogen und oben mit einem 8 mm breiten Knauf gekrönt, der obenauf eine Öse zum Durchziehen einer Schnur trägt. Unter dem Knauf ist jede Nadel in ihrem oberen Teile mit einem leicht eingeritzten Sparrenmuster verziert, das aus dreißig untereinander gestellten Zickzacklinien besteht. Ihre Länge ist nicht ganz gleich, die größere ist 10,1 cm lang, die kleinere 9,8 cm. Unter dem Knauf haben die Nadeln eine Dicke von 4 mm. Die größere wiegt 14,226 g, die kleinere 14,554 g; das spezifische Gewicht der ersteren beträgt 16,11, das der letzteren 15,54.³⁾ Klopffleisch bezeichnet die

¹⁾ Im Katalog der Berliner Ausstellung, 1880, S. 518 sind diese 3 Werkzeuge „Bronze-Bohrer“ genannt, bei Olshausen, Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellschaft, 1886, S. 470 sind sie aufgeführt als „3 bronzene Meißel, z. T. mit 2 Schneiden“; bei Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit, 1900, S. 64 als „drei Meißel“.

²⁾ Vgl. Kurzer Bericht, Neue Mitt. XIV, S. 457 und 454. Klopffleisch sagt nicht ausdrücklich, daß auch dieses Skelett mit dem Gesicht nach oben gelegen habe, aber seine Zeichnung, Fig. 3, deutet dies an.

³⁾ Die Angaben über das Gewicht der Goldsachen befinden sich auf einem Oktavblatt unter Klopffleischs Manuskripten, dieselben stammen von dem Herrn stud. math. Kruse, wie ein Zusatz von Klopffleischs Hand besagt. Hier werden die beiden Nadeln nicht als größere und kleinere, sondern als dunklere und hellere unterschieden. In der Tat ist die größere goldgelb, die kleinere mehr ins Weißliche fallend. Olshausen gibt (Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch., 1886, S. 469) das Gewicht der größeren auf 14,10 g, das der kleineren auf 14,50 g an.

Nadeln als Haarnadeln; auf der Tafel 2 seiner Zeichnungen hat er die beiden Säbelnadeln kreuzweis angeordnet und von Ohr zu Ohr einen Faden gezeichnet, der in der Mitte das noch zu erwähnende goldene Spirälrollchen trägt, so einen stattlichen Kopfschmuck mit pendelnder Goldspirale sich vorstellend. Dagegen hat Olshausen aus mehreren Fundberichten erwiesen, daß diese Art Nadeln nicht am Schädel, sondern an der Hüfte oder auf der Brust der Bestatteten getragen sind; in einem Falle lagen zwei derartige Nadeln auf der rechten Brust und zwar einander parallel und in geringem Abstand schräg von unten und außen her mit den Spitzen nach oben gerichtet.¹⁾ Wir haben also nicht an Haarnadeln, sondern an Gewandnadeln zu denken, und der Befund von Leubingen selbst, wo diese Schmucknadeln über der Kreuzungsstelle der Skelette lagen, bestätigt diese Auffassung. Die stumpfen Spitzen beider Nadeln setzen ein lockeres Gewebe des zu durchbohrenden Gewandes voraus, wenn nicht etwa Löcher zur Aufnahme der Nadel vorgesehen waren. Der Verschluß geschah bekanntlich in der Weise, daß nach Durchbohrung der beiden Gewandteile ein an dem Ohr der Nadel befestigter Faden hinter den aus dem Stoff hervorragenden Nadelenden mehrmals herumgelegt wurde; hierdurch schützte man sich auch vor Verlust der wertvollen Nadel. Dieser Gebrauch muß in der ersten Periode der Bronzezeit allgemein gewesen sein, da wohl alle Nadeln dieser Periode, die Schleifennadeln, Keulennadeln, Hülsen-, Krücken- und Hirtenstabnadeln mit einer Öse oder einem Loch versehen sind. Der über den Gewandbausch hinweg und um die Spitze der Nadel herumgeführte Faden ist später das Vorbild des bronzenen Bügels an den Bügelnadeln geworden.²⁾

Ein anderes Schmuckstück von Gold ist das 24 mm lange Spirälrollchen (Tafel III, Fig. 4), das an einer Schnur wahrscheinlich um den Hals getragen ist, nach Klopffleischs Vermutung „vielleicht zwischen den beiden Haarnadelösen an einer durch dieselben gezogenen Schnur sich wiegte“. Die Spirälrohre hat einen äußeren Durchmesser von

¹⁾ Olshausen, Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch., 1886, S. 487. Auch eine Säbelnadel von Thierschneck lag unterhalb der Schulter, Z. thür. Gesch. Jena 1906, S. 111.

²⁾ Über diese Art des Verschlusses mittels eines „Wickelfadens“ habe ich früher öfter mit Förtsch gesprochen (vgl. Jahresschr. I, S. 69); leider konnte ich nicht ermitteln, wer zuerst diese Theorie von der Entstehung der Fibel aufgestellt hat.

5 mm, einen inneren von etwa 2,8 mm, der Golddraht ist 0,8 mm stark, das Gewicht beträgt 2,98 g, das spezifische Gewicht 17,05.

Das wertvollste Stück ist ein massiver ovaler Armreif von Gold mit petschaftförmig abgeschlossenen offenen Enden (Tafel III, Fig. 1). Die äußeren Durchmesser betragen 8,45 und 7,1 cm, die inneren 6,75 und 5,35 cm. In der Mitte ist der rundstabförmige Reif stärker als nach den Enden zu (9,5 und 8 mm). Verziert ist er durch tief eingekahlte Längsfurchen, welche auf den beim Tragen sichtbaren Seiten des Ringes fünf Rundleisten begrenzen, nämlich drei schräg gekerbte und zwei glatte, die so geordnet sind, daß immer eine glatte Längsrippe zwischen zwei verzierten liegt. Die beim Tragen nicht sichtbare, innere Seite des Reifes ist schlicht (vgl. Durchschnitt des Armreifs und Projektion seiner Oberfläche, Fig. 21 und 22). Der Armreif wiegt 199,683 g, sein spezifisches Gewicht beträgt 17,61.¹⁾



Fig. 21.
Durchschnitt
d. Armreifs.



Fig. 22.
Projektion d.
Oberfläche.

Als einzige Parallele für diesen eigenartigen Goldreif ist bisher derjenige von Merseburg bekannt, der im Berliner Museum für Völkerkunde (II, 6816) aufbewahrt wird; er ist ebenfalls von Gold, aber größer und dünner als der von Leubingen, er hat dieselben Längsrippen und den stempelartigen Abschluß der offenen Enden wie dieser. Eine Abbildung enthält die Chronologie der ältesten Bronzezeit von Montelius, S. 42, Fig. 107, wo auch die mitgefundenen Gegenstände: eine massive goldene Randaxt (mit Ausschnitt am Bahnende), zwei massive, gerippte Armbänder von Gold und ein glatter Armring mit ösenartig umgebogenen Enden aus Silber, „das indes wohl etwas goldhaltig ist“, abgebildet sind. Angeführt und be-

¹⁾ Diese Angabe fehlt auf dem Blatt von stud. math. K. Kruse, sie findet sich aber nebst der Berechnung auf einem Blatt, das nach Klopffleischs Unterschrift von Dr. Gutzeit herrührt. Auf demselben Blatt und von derselben Hand befinden sich auch vergleichende Angaben über das spezifische Gewicht von Gold, Silber und Kupfer. Da man aus diesen Angaben die größere oder geringere Reinheit der Leubinger Goldsachen bemessen kann, mögen auch diese Angaben hier stehen: Spez. Gewicht des geschmolzenen Goldes = 19,28, des gestempelten Goldes = 19,33 (G. Rose). Spez. Gewicht des geschmolzenen Silbers = 10,474, des geschmiedeten Silbers = 10,510 (Brisson). Spez. Gew. des geschmolzenen Kupfers = 8,921, des geschmiedeten Kupfers = 8,952 (Marchand und Scheerer).

geschrieben ist der Fund auch schon von Olshausen in dem erwähnten Aufsatz über Spiralaringe (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1886, S. 470). Gefunden sind die Gegenstände 1874 nordöstlich von Merseburg beim Drainieren. Von bronzenen Ringen zeigen eine gewisse Verwandtschaft drei Armringe von Dieskau mit knopfartigen Enden und einer ebendaher, zwar ohne solche Enden, aber mit Längsrippen, die durch Facetten oder Hohlkehlen hergestellt sind,¹⁾ ferner der massive Halsring mit knopfartigen Stempelenden aus Jessen im Kgr. Sachsen,²⁾ und ein sehr ähnlicher aus Königsau, Kreis Aschersleben, der 1824 bei Abtragung eines Hügels um den Hals eines Skelettes gefunden ist.³⁾

Zu dem Goldschmuck gehören endlich noch zwei Finger-Spiralaringe (Tafel III, Fig. 5 u. 6), die aus einem 2 $\frac{1}{2}$ mm dicken Golddraht in der Weise gewunden sind, daß vor Schluß des ersten Umlaufs eine Rückbiegung eintritt, die den Draht zum zweitenmal über die Oberfläche des Fingers führt, ihn dann um den Finger herum und zum drittenmal über die Oberfläche laufen läßt, bis er unten parallel der Stelle endet, wo sein Anfang liegt. Der Zweck dieser Biegemethode ist leicht erkennbar: man wollte auf der Oberfläche des Fingers den Draht dreimal nebeneinanderliegend erscheinen lassen, während er untenherum nur einmal lief. Olshausen hat diese Art Ringe Noppenringe genannt und ausführlich über diese und ähnlich gewundene Spiralaringe gehandelt in dem schon erwähnten Aufsätze von 1886 (Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthr.). Es ist also nicht nötig, hier noch einmal die Parallelen aufzuführen. Als Verbreitungsgebiet dieser Art Ringe ist erwiesen der Strich von den Provinzen Preußen durch die Provinz Sachsen und die sämtlichen Länder Österreich-Ungarns (S. 483); während die aus Doppeldraht gewundenen viel weiter verbreitet sind, sowohl über Italien bis Neapel, die Schweiz und das Rheinland bis Köln, als auch über Österreich-Ungarn, die sächsischen

¹⁾ Vergl. Förtsch, Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle, Jahresschrift IV, 1905, Seite 15—16, Tafel II, Figur 3, 4, 6 und 5. Facettierte Armringe aus Sadersdorf, Kreis Guben, Nachrichten 1893, Seite 62 (Jentsch).

²⁾ Abgebildet in Montelius, Chronologie der älteren Bronzezeit, Seite 40, Figur 99.

³⁾ Dabei ein Steinhammer. Der Fund (Tafel VI, Fig. 7 und 8) befindet sich im Fürst Otto-Museum zu Wernigerode; der Ring ist abgebildet zu meinem Aufsatz: „Die erste Besiedelung der Provinz Sachsen“ in dem Werke: die Provinz Sachsen in Wort und Bild, Berlin 1900, S. 59, Fig. 6.

Lande, Brandenburg, das deutsche Ostseegebiet, Jütland, die dänischen Inseln, Schweden bis nach Norwegen.¹⁾

Die goldenen Finger-Spiralringe aus dem Leubinger Hügel haben einen äußeren Durchmesser von 20 mm, eine lichte Weite von 15 mm, der Draht ist 2 $\frac{1}{2}$ mm stark und verjüngt sich etwas an den Enden. Die Gewichtsangaben des stud. math. K. Kruse unterscheiden den linksliegenden Ring mit 12,575 g absolutem Gewicht, 18,22 spezifischem Gewicht, und den rechtsliegenden Ring mit 12,095 g absolutem, und 18,33 spezifischem Gewicht; es ist hier jedenfalls die linke und die rechte Seite des Kinderskeletts gemeint, so daß anzunehmen ist, daß das Mädchen an jeder Hand einen Ring gehabt. Die Ringe sind auch nicht gleich, sondern in entgegengesetzter Weise gewunden.

Das Gesamtgewicht des aus sechs Stücken bestehenden Goldschmuckes ist von K. Kruse auf 256,113 g angegeben worden. Danach ist von einer anderen Hand der Goldwert auf 540 M. berechnet, wozu Klopffleisch die Bemerkung gemacht hat: Wert nach dem spezifischen Gewicht: 630 M. (1 \mathcal{Z} . 1300 Mark).

Hiermit ist der Inhalt des unteren oder Zentralgrabes erschöpft; und ehe wir uns den viel späteren Bestattungen der Hügeloberfläche zuwenden, müssen wir hier die Frage nach dem Alter des Grabes, nach der Herkunft seiner Metallgeräte und nach dem Sinn der hier vorliegenden Bestattungsart berühren. Hier tritt uns nun der Fortschritt unserer Wissenschaft in den letzten 30 Jahren vor Augen, wenn wir sehen, wie Klopffleisch 1877 zwar erkennt, daß wir es hier mit verhältnismäßig frühen Zeiten des Metallimportes zu tun haben, weil die bronzene Säbelnadel im Grabhügel von Thierschneck noch zusammen mit Feuersteinutensilien vorgekommen ist; wie er aber doch die Parallelen seiner Metallfunde hauptsächlich in dem Grabfeld von Hallstatt zu finden glaubt, dessen Formenwelt er der Periode von 450 v. Chr. zuschreibt; indem er nun an den Leubinger Sachen einen in Vergleich mit den ältesten Hallstätter Funden archaischen Charakter erkennt, meint er, daß sie mindestens noch dem 5. Jahrhundert v. Chr. entstammen dürften. Mitbestimmend für diese Ansetzung war wohl auch die — namentlich von Lindenschmit vertretene — Ansicht,

¹⁾ Einen chronologischen und Kultur-Zusammenhang dieser Spiralringe mit Armspiralen und Hängespiralen von Ungarn, Mykenä und Troja hat neuerdings Hubert Schmidt nachgewiesen in dem interessanten Aufsatz: Troja, Mykenä, Ungarn, Zeitschr. f. Ethn., 1904, vgl. S. 616 und 622.

daß die Bronzen durch etruskische Handelsbeziehungen in Deutschland eingeführt seien. So konnte Klopffleisch die Vermutung aussprechen, daß der Hügel von Leubingen mit seiner massigen Steinsetzung von den Kelten herrühre und zwar von jenen Urkelten oder Kimmeriern, die von der Krim oder auch von Pannonien ausgehend, in nordwestlicher Richtung vordringend, allmählich über den Rhein gelangt seien und auch Britannien bevölkert hätten (Kurzer Bericht S. 559—561).

Aber schon 1880 bei Besprechung des Fundes von Pile¹⁾ hat Montelius gezeigt, daß die Bronzeäxte mit niedrigen Rändern dem Anfang der Bronzezeit angehören und daß durch die mitgefundenen triangulären Dolche italischen Ursprungs das zeitliche Zusammenfallen der ältesten Bronzezeit Norddeutschlands mit der älteren italischen Bronzezeit bewiesen wird. Für die Säbelnadeln wurde der Beweis ihres hohen Alters nicht bloß durch ihr Zusammenvorkommen mit den Randäxten und den dreieckigen Dolchen erbracht, sondern auch durch ihre Ähnlichkeit mit schwedischen Knochennadeln, die eine umgebogene Spitze und flachen durchbohrten Kopf oder Öse aufweisen; diese in Schweden oft vorkommenden Knochennadeln gehören dort noch der Steinzeit an.²⁾ Über die absolute Chronologie dieser ältesten Bronzeperiode konnte Montelius 1880 feststellen, daß ihr Beginn erheblich über das Jahr 1000 v. Chr. zurückreichen müsse.³⁾

In seinem Werke über die Chronologie der ältesten Bronzezeit, 1900, konnte derselbe ausgezeichnete Forscher durch Vergleichung unserer ältesten Bronzen mit denen der südlichen Länder nicht nur die Wege ermitteln, auf denen die ältesten Bronzen nach Deutschland gelangt sind, nämlich einen über die Balkan- und Donauländer und einen von Italien, sondern er konnte auch durch verschiedene im Süden datierbare Formen die absolute Chronologie der ältesten Bronzen wesentlich berichtigen und auf festere Grundlagen stellen. So steht jetzt fest, daß der dreieckige bronzene Dolch und die Bronzeaxt mit Seitenrändern ihren Ursprung in Italien haben, nicht in der Weise, als ob die meisten Exemplare von dort eingeführt wären, sondern so, daß die von dort stammenden Urformen im Norden nachgebildet

¹⁾ Montelius, Ett fynd från vår bronsålders äldsta tid, Månadsblad, Stockholm 1880, S. 135 ff.

²⁾ Auf diese Ähnlichkeit hat 1881 Petersen hingewiesen, Archiv f. Anthropologie 15, S. 154 A. 1; Olshausen 1886, Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch. S. 488. Abgebildet sind derartige Knochennadeln bei Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit S. 116.

³⁾ Ebenda wie Anm. 1, S. 157—158.

worden sind. Dagegen sind die goldenen Spiral-Fingerringe aus einfachem oder doppeltem Golddraht aus den ungarisch-siebenbürgischen Gegenden importiert, die Säbelnadel ist außer in Norddeutschland besonders stark in Böhmen und Mähren vertreten, von Gold ist außer den beiden Leubingern nur noch eine bei Magdeburg gefundene.¹⁾ Starke offene Halsringe mit sich verjüngenden Enden, die zwar nicht in Leubingen, aber in den Parallelfunden von Pile, Hinrichshagen,²⁾ Dieskau enthalten sind, kommen in Böhmen und Ungarn vor; besonders aber der glatte Halsring mit umgeschlagenen ösenförmigen Enden, der in vielen dem Leubinger Funde gleichzeitigen Grab- und Depotfunden vorkommt, so in Dieskau mit Dolchstäben,³⁾ im Merseburger Goldfunde (als Armring),⁴⁾ in Unter-Rißdorf, Mansf. Seekreis,⁵⁾ Jessen (Kgr. Sachsen),⁶⁾ Börnecke⁷⁾ und Spiegelsberge südlich von Halberstadt (Tafel VII, Fig. 5),⁸⁾ ist in Böhmen, Mähren und Ungarn sehr häufig; in einem einzigen Depot von Oberklee bei Saaz in Böhmen fanden sich zusammen mit 30 Äxten 40 solche Halsringe in einer Schüssel liegend, bei Hospozin 19 Halsringe, darunter ein unfertiger, dessen Enden noch nicht ausgehämert und zu Ösen umgelegt waren.⁹⁾

Was nun die absolute Chronologie anbetrifft, so hatte schon 1900 Montelius aus dem Auftreten der zinnarmen Bronze in Ägypten und den Mittelmeerländern den Schluß gezogen, daß die ältesten Bronzen in Nordeuropa um 2000 v. Chr. verbreitet worden seien, wobei die absolute Zahlenbestimmung im wesentlichen auf der ägyptischen Chronologie beruhte. Montelius stützte sich damals auf die chronologischen Ansetzungen Masperos und Flinders Petries, die seitdem durch die

¹⁾ Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellschaft, 1898, S. 217, Fig. 4.

²⁾ Montelius, Chronologie, S. 55, Fig. 159 und 160, S. 47, Fig. 130. Olshausen, Verhandl. der Berl. Anthropol. Ges., 1886, S. 433.

³⁾ Förtsch, Depotfund von Dieskau, Jahresschr. IV, 1905, S. 11, Taf. I, Fig. 7.

⁴⁾ Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, 1900, S. 42, Fig. 108.

⁵⁾ Größler, Geschlossene Funde aus den Mansfelder Kreisen, Jahresschr. I, 1902, S. 197, Tafel XXI.

⁶⁾ Montelius, Chronologie, S. 40, Fig. 98.

⁷⁾ Voges, Bronzen aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig, in der Festschrift zum Anthropologenkongreß in Braunschweig, 1898: Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Verh. der Berl. Anthropol. Ges., 1898, S. 31—32.

⁸⁾ Höfer, Übersicht in Jahresschr. I, S. 249. Dort ist auch die Analyse eines derartigen Ringes von Langenstein mitgeteilt, die nur 0,5 Proz. Zinn ergab. S. auch den Anhang II zu diesem Aufsätze.

⁹⁾ Richtig, Die Bronzezeit in Böhmen, S. 133 und 74.

Forschungen von Schäfer, Burchardt,¹⁾ Steindorf, Ed. Meyer u. a. berichtigt und wesentlich herabgesetzt sind. Hubert Schmidt hat vor kurzem den Zusammenhang der nordeuropäischen ältesten Bronzezeit (Aunjetitzer Periode) mit den Kulturen von Troja, Mykenä und den Ägäischen Inseln genauer untersucht²⁾ und ist zu der Feststellung gelangt, daß die Aunjetitzer Kultur ebenso wie diejenige der zweiten Stadt Trojas, aus der die meisten Goldschatzfunde stammen, und die ungarische früheste Bronzezeit Vorstufen der frühmykenischen Kultur sind, und indem er als Periode dieser letzteren auf Grund ägyptischer Gleichungen, aber mit Anwendung der berichtigten Chronologie die Zeit des XVIII. bis XVI. Jahrhunderts bestimmt (S. 613), setzt er die vormykenische Kultur, sowohl die in Ungarn als die in Troja als auch die nordeuropäische (Aunjetitzer) um 2000 v. Chr. an (S. 626), ein Zeitabstand, der vielleicht zu groß genommen ist, und durch die einzelnen technischen Fortschritte bei sonst übereinstimmenden Grundformen, welche die frühmykenische gegenüber der vormykenischen aufweist, nicht gerade gefordert zu sein scheint.³⁾

Wir haben aber die Möglichkeit, die älteste Bronzekultur Nordeuropas durch Datierung einiger ihrer wichtigsten Artikel in direkte Beziehung zur absoluten Chronologie zu setzen. Eins der häufigsten und wichtigsten Stücke der ersten Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa, der glatte Halsring mit ösenartig umgeschlagenen Enden, ist auch in Ägypten gefunden in einem Hause bei Kahun aus der zweiten Hälfte der XII. Dynastie, die wir jetzt dem XX. und XIX. Jahrhundert zuschreiben (Hub. Schmidt S. 612, 613, 650).⁴⁾ Ägypten ist nicht sein Entstehungsland, sondern Mitteleuropa, wahrscheinlich Böhmen und Mähren, von wo mehrere unfertige Ringe dieser Sorte vorliegen; wir haben also keinen Grund zu glauben, daß er nach

¹⁾ L. Burchardt, Zeitschrift f. ägypt. Sprache und Altertumskunde, 1899, S. 89 ff., wonach das 7. Jahr der Regierung des Königs Usertesen III. in die Jahre 1876—1873 v. Chr. fallen muß.

²⁾ Hub. Schmidt, Troja-Mykene-Ungarn, archäologische Parallelen, Zeitschr. für Ethn., 1904, S. 608—656.

³⁾ Es handelt sich besonders um den Fortschritt bei der Herstellung des mit Spiralscheiben verzierten Goldschiebers (S. 610) und um die reicher ausgeführte Armspirale aus Goldraht mit Rückbiegung (S. 614).

⁴⁾ Genau ist ihre Regierungszeit von 1996 bis 1783 angegeben bei Steindorf in seiner Monographie: Die Blütezeit des Pharaonenreichs, 1900. Montelius, Chronologie S. 145 und 148: „Die Ruinen von Kahun stammen aus der Zeit der 12. Dynastie, und zwar der zweiten Hälfte dieser Dynastie“ (von Usertesen II. an).

Deutschland später gekommen sei als nach Ägypten; andererseits kann er auch nicht nach Ägypten erst gekommen sein, als er in seinen Ursprungsländern schon ausgestorben war. Diesen Bronzering werden wir also auch in Deutschland dem XIX. Jahrhundert zuweisen.

Ein anderes datierbares Stück der ältesten Bronzezeit und speziell des Leubinger Grabes ist der Dolchstab. Ein solcher kam in einem Grabe zu Amorgos vor, das auch bemalte Tongefäße enthielt (Kamaresvasen), ähnlich wie die von Hagios Onuphrios bei Phaistos auf Kreta, diese sind aber in Begleitung geschnittener Steine gefunden, die nach Evans einen ägyptischen Einfluß aus der Zeit der XII. Dynastie bekunden.¹⁾ Also ist auch der Dolchstab dem XIX. Jahrhundert zuzuschreiben; da die Dolchstäbe wie die triangulären Dolche ihr Ursprungsland in Norditalien, ihr Hauptverbreitungsgebiet in Deutschland haben, ist wieder nicht anzunehmen, daß der von Amorgos erheblich älter wäre als der von Leubingen, das umgekehrte auch nicht. Wir haben also meines Erachtens keinen Grund, die Gegenstände des Leubinger Fundes früher anzusetzen als in das XIX. Jahrhundert vor Chr.

Sollte die Frage nach dem Volke gestellt werden, dem die beiden hier bestatteten Personen und ihre Bestatter angehört haben, so können wir für diese Frühzeit einen historisch bekannten Namen nicht nennen. Über Ursprung und ethnologische Stellung dieser damaligen Bewohner sind wir dennoch nicht mehr so im Dunkel, daß wir raten oder schweigen müßten: Die Bevölkerung Mitteldeutschlands in der frühen Bronzezeit ist das Mischungsprodukt der beiden verschiedenen Rassen, die während der Steinzeit Deutschland allmählich besiedelt haben, nämlich der nordischen oder urgermanischen und der südöstlichen, donauländischen. Die Berührungen beider sind schon in der dritten Steinzeitperiode, in der Zeit der Riesenstuben und des Bernburger Stils erfolgt. Die Südostleute haben ihre Siedelungen im nördlichen Mitteldeutschland bis in die Breite von Braunschweig und Neuhaldensleben vorgeschoben, die Nordländer, deren südlichste Abteilung durch den Bernburger Typus kenntlich ist, sind bis an die Unstrut vorgedrungen, entweder jene unterwerfend oder in friedlichem Nebeneinanderwohnen, etwa wie Thüringer und Slaven westlich der Saale in karolingischer Zeit. Beweise für ihre Gleichzeitigkeit sind vorhanden.

¹⁾ Inzwischen hat Art. Evans diese Periode noch genauer bestimmt als Mittlere minoische Periode II in seinem *Essai de classification de la civilisation minoenne*, Londres 1906. — Die Abbildung des Dolchstabes von Amorgos bei Montelius, *Chronol.*, Fig. 393, vgl. S. 165 und 166.

Mischungen und Abwanderungen nach Südwest sind noch in der Steinzeit (Rössener) und am Ende derselben (Schnurkeramiker) eingetreten, in letzterer Zeit auch Ausbreitung nach Böhmen. Am Anfang der Bronzezeit war das Land nicht zahlreich bevölkert; ein engerer Kultur- und wohl auch Volkszusammenhang drückt sich aus durch gleichartige Topfware und Bronzen, den sogenannten Aunjetitzer Typus, der sich von der Gegend Magdeburgs und Halberstadts durch Anhalt und Mansfeld, das östliche Thüringen, Böhmen, Schlesien, Mähren, Niederösterreich verfolgen läßt und wahrscheinlich ein allmähliches Abwandern nach Süden bekundet.¹⁾

Diese Bevölkerung, die besonders zahlreich in Böhmen an der unteren Eger, der unteren Moldau und der oberen Elbe in Gräbern mit liegenden Hockern nachgewiesen ist, hat auch in Thüringen manche Spuren ihres Daseins hinterlassen, sowohl in Gräbern mit den charakteristischen Nadeln und Töpfen,²⁾ als auch in Bronzen allgemeineren Charakters, z. B. in Bronzeäxten dieser Periode, wie die Typenkarte der Flach- und Randäxte (Zeitschr. f. Ethn. 1904) deutlich veranschaulicht; ja es scheint gerade dieses Gebiet vom Bronzehandel besonders aufgesucht oder ein Sitz desselben gewesen zu sein; davon reden die hier besonders reichen Händlerdepots wie das von Schkopau (Kr. Merseburg) mit 124 Äxten, das von Bennwitz (Kr. Halle) mit 297 Äxten, das von Dieskau bei Halle mit 69 verschieden Waffen und Schmuckstücken, das von Neunheilingen (Kr. Langensalza) mit 60 Äxten, 2 Dolchstäben, 2 Dolchen mit Griff, 4 Dolchklingen, 2 Dolchgriffen mit abgebrochener Klinge; ferner kleinere Depots: bei Halle 8 Äxte, 6 Ösenhalsringe, 1 starker Armring; bei Orlishausen (S.-Weimar) 20 Ösenhalsringe und 8 Äxte; zu Carsdorf bei Pegau 35 Äxte zusammen mit 6 Ösenhalsringen; bei Giersleben (Kr. Bernburg) 8 Äxte,

¹⁾ Die näheren Nachweise bei Kossinna: Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Zeitschr. f. Ethnologie, 1902, S. 177, 201 u. a., der als erster den Weg betreten hat, aus den archäologischen Verhältnissen methodisch begründete ethnologische Schlüsse zu ziehen. — Mein Beweis für die Richtigkeit der Grundanschauung: Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen, 1903, S. 15—16.

²⁾ Z. B. in Gosek, in Thierschneck und in Weichau bei Camburg, Spergau (Kr. Merseburg), Klein-Corbetha, Tröbsdorf (Kr. Querfurt), Bestattungen mit der Säbelnadel von Bronze; spezifisch Aunjetitzer Töpfe in Schkopau, Neukirchen, Kötschen (Kr. Merseburg), Oberfarnstedt, Lützkendorf (Kr. Querfurt), Ufrungen (Kr. Sangerhausen); auch nördlicher in den Kreisen Mansfeld, Bernburg, Aschersleben, Quedlinburg, Halberstadt, Blankenburg, Wernigerode, Kalbe, Wanzleben (aufgezählt von Kossinna, Zeitschr. für Eth., 1902, S. 201—203).

darunter eine mit hinterem Ausschnitt; bei Dederstedt (Mansf. Seekr.) 14 Äxte; bei Hausneindorf (Kr. Aschersleben) 10 Äxte; bei Börnecke (Kr. Blankenburg) 14 Ösenhalsringe; dazu der reiche Goldfund von Merseburg (oben S. 26). Von den Depots in Böhmen sind zwei oben S. 30 erwähnt.

Dieses frühbronzezeitliche Volk, das in seinen Salzquellen einen begehrten Handelsartikel besaß, und hauptsächlich diesen die reichere Zufuhr von Bronze und Besitz des seltenen Goldes verdankte, hat doch nirgends sonst ein so bedeutendes Denkmal hinterlassen wie den Hügel von Leubingen, mit einem Steinbau, zu dem die Steine aus weiten Entfernungen zusammengebracht sind, und in dem die Grabkammer ähnlich eingebettet ist, wie in den Pyramiden Ägyptens. Wir müssen deshalb annehmen, daß der hier bestattete Mann eine für sein Volk wichtige Persönlichkeit gewesen ist. In dieser Ansicht weiche ich von Klopffleisch ab, der im Anschluß an die Nachricht Cäsars von der Leichenbestattung der Gallier das Verhältnis der beiden hier beigetzten Personen so auffaßt, „als ob dem mit reichem Goldschmuck ausgestatteten fürstlichen Kinde sein Lieblingssklave oder altersgrauer Mentor, ausgestattet sowohl mit vielen Waffen als nützlichem Werkzeug, in den Tod gefolgt sei.“ Meines Erachtens würde ein beigegebener Sklave nicht im Mittelpunkt des Grabes liegen, sondern irgendwo seitwärts oder außerhalb; er würde auch nicht mit stattlichen Mitgaben versehen worden sein, wie der Alte im Leubinger Hügel, denn der Sklave war selbst Mitgabe. Als Parallelen dürfte man besser die Homerische Schilderung von der Bestattung des Patroklos¹⁾ oder die des Herodot von der Beisetzung der Skythischen Könige²⁾ heranziehen, als die Nachrichten Cäsars über großartige Begräbnisse der Gallier (bell. gall. VI, 19); aber auch jene Schilderungen stammen aus erheblich jüngeren Zeiten als der Grabhügel von Leubingen.

Eine gleichzeitige Parallele und zwar aus demselben Volke haben wir dagegen in dem Grabhügel, der ebenfalls in Thüringen 2 Kilometer südöstlich von der gothaischen Domäne Osterkörner (11 Kilometer östlich von Mühlhausen), 150 Schritte vom Südrande des Waldes Langel sich befindet. Nur 5 Kilometer davon liegt Neunheilingen,

¹⁾ II. XXIII, 241:

Denn er lag in der Mitte des Scheitergerüstes; am Rande Abseits brannten vermischt die andern, Rosse wie Männer.

²⁾ Herodot IV, 71—72.

wo 1776 das reiche Bronzedepot gefunden ist (oben S. 33)¹⁾, und 9 Kilometer östlich davon in der Flur von Groß-Grabe ist 1893 ein Massengrab aufgedeckt, das neben Skeletten einen steinernen Rillenhammer, irdene Töpfe und auch Bronzegeräte enthielt; das im Berliner Völkermuseum enthaltene Henkelgefäß gehört der ältesten Bronzeperiode an.²⁾

Der genannte

Hügel bei Langel oder bei Osterkörner

ist 1872 durch Herrn Ministerialrat Dr. Samwer (später Geh. Staatsrat) in Gemeinschaft mit den Herren Regierungs-Medizinalrat Dr. Schuchardt, Bibliothekar Dr. K. Zangemeister, Forstinspektor v. Wangenheim aufs sorgfältigste ausgegraben; dieselbe Sorgfalt zeigt sich auch in dem gut geschriebenen Berichte, den Herr Professor Dr. Florschütz in Gotha aus dem Nachlaß des Geh. Staatsrat Samwer besitzt und mir gütig zur Verfügung gestellt hat.³⁾ Der Hügel war 3 m hoch und hatte einen Durchmesser von 30 m. In der Mitte des Hügels waren zwei Steingräber übereinander; das untere, 3 m unter der Hügelspitze, hatte einen Boden von platten, unbearbeiteten Kalksteinen und auch Seitenwände, die ursprünglich von Steinen geschichtet waren; es enthielt Spuren von Holz, Reste eines Skelettes und als einzigen Gegenstand eine Pfeilspitze von Feuerstein. — Das obere Steingrab lag 2,46 m unter der Hügelspitze, unmittelbar über dem unteren, aber 0,78 m weiter nach Norden. Auch hier war der Boden mit rohen platten Kalksteinen belegt, und die Einfassung aus gleichartigen Steinen gebildet. Unterhalb und zur Seite des Toten fand sich eine Schicht vermoderten Holzes (Laubholz),⁴⁾ auch die Decke des Grabes schien ursprünglich mit Bohlen belegt gewesen zu sein; darüber lagen rohe Steine etwa einen Quadratfuß groß und einen Zoll dick.

Der Tote war ein Mann von 25 bis 40 Jahren gewesen, der Kopf lag im Süden mit der rechten Schläfe auf einem unterliegenden,

¹⁾ Aufgezählt und zum Teil abgebildet bei Montelius, *Chronologie*. S. 41—42, mit zugehöriger Litteratur.

²⁾ Ein abgerundeter Aunjetitzer Topf, ähnlich wie *Jahreschr. I*, Taf. III, Fig. 3. Über den Fund berichten *Anzeiger des Nürnberger German. Museums*, 1893, S. 79, nach *Antiquitäten-Zeitung* No. 23; ferner Voß in *Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch.*, 1895, S. 139.

³⁾ Die Photographien verdanke ich ebenfalls der Güte des Herrn Florschütz. Kurze Nachricht über die Ausgrabung enthalten *Anzeiger des Germ. Museums zu Nürnberg*, 1872, S. 331 und *Korresp.-Blatt für Anthropologie*, 1873, S. 61.

⁴⁾ Nach dem Bericht des *Nürnberger Anzeigers*, der aus der *Illustrierten Zeitung*, 1872, No. 1526, geschöpft ist, lag das Skelett auf einer eichenen Bohle.

glatten Steine, das Gesicht nach Osten, die Augenbrauenbogen stark entwickelt, der Schädel mäßig dick, am Scheitelbein etwa $\frac{1}{2}$ cm. In der Fortsetzung der rechten Hand lag ein bronzenener Dolch (Tafel IV, Fig. 5), 18 cm lang, 5 cm am Griffe breit; ein Teil des hölzernen Griffes war noch vorhanden und mit 4 bronzenen Stiften an die Klinge angenagelt, die 1,5 cm tief in dem Holzgriff steckte; die Spitze von 1,8 cm brach ab. Rechts neben dem Kopfe lag ein steinerner Streithammer (Taf. IV, Fig. 6), 12,8 cm lang, in der Mitte 5,3 cm breit, an den Enden 2,7 cm und 2,5 cm dick, er ist aus Grünstein, etwas gewölbt und mit Stielloch versehen. — Auf diesem Steinhammer lag ein bronzenener Flachcelt oder Bronzeaxt (Tafel IV, Fig. 4), 13,2 cm lang, an der (nicht geschweiften) Schneide 3,3 cm breit, am Bahnende 1,8 cm. Das obere Ende steckte noch in einem hölzernen Schaft (von Laubholz), spiralförmig umwickelt mit tierischer Substanz (Sehne), 5 Windungen waren noch erhalten. Die Dicke des Schaftes mit Band betrug fast 3 cm. Der hölzerne Schaft setzte sich der Länge nach fort, nicht in Beilform, also ohne Knie. In der Brustgegend des Gerippes lag ein bronzenes Stäbchen von 4,3 cm Länge, 0,4 cm Dicke, an den verstärkten beiden Enden etwas gebogen.

Auch Tonscherben fanden sich teils zwischen den Oberschenkeln, teils rechts neben dem rechten Oberschenkel, die zusammengesetzt ein stark gebauchtes Gefäß ergaben (Tafel IV, Fig. 2), mit konkav gebogenem und im Rande stark ausladendem Halse, die Höhe beträgt 26 cm, der größte Durchmesser am Bauche 36,5 cm, Durchmesser am Halse unter dem Rande 18 cm, mit dem Rande 22 cm, Durchmesser der Bodenfläche 13 cm. Die obere Hälfte des Gefäßes, sowie die Innenseite des Randes hat einen wohl erhaltenen schwarzen Glanz, sie ist wahrscheinlich mit Graphit oder Eisenoker überzogen und mit einem glatten Steine poliert. Die untere Hälfte ist mit einer bald flachen, bald klumpigen harten gelben Erdmasse überzogen (also wohl durch Andrücken eines nassen Lehmballen absichtlich rauh gemacht). Im übrigen wird noch bemerkt, daß das Gefäß in zwei Hälften geformt worden und die Naht längs der größten Ausbauchung noch sichtbar ist; die Gefäßwand war 4—8 mm stark und zeigte im Bruch eine schwarze zwischen zwei rötlichen Lagen, letztere 1 mm stark; das Gefäß ist also von außen und von innen gebrannt. Unterhalb des Halses bilden 6 horizontal eingeritzte Linien ein Band von 2,4 cm Breite; auf diesem Bande sitzt der einzige kleine Henkel des Gefäßes, und unter dem Henkel verlaufen 7 senkrechte Linien bis an den Umbruch, die ein Band von 4—5 cm Breite bilden.

Um diese Steingräber lagen 6 Skelette in Erdgruben, die mit besonderer lockerer Erde gefüllt waren, ohne Steine, wenig höher oder tiefer als das obere Steingrab; der Kopf lag im Süden, nach Osten blickend, die Knie waren eingebogen und hinaufgezogen, zwei oder drei mit Brettern umgeben; im ganzen 5 Männer und 1 Kind. Bei einem Skelett eines erwachsenen Mannes waren Knochen von Hirsch und Ochse; bei einem anderen erwachsenen Manne fand sich unterhalb der linken Armhöhle 1 Gefäß von Ton in Beutelform (Tafel IV, Fig. 3), ganz ähnlich dem bei Tröbsdorf, zusammen mit Säbelnadel, Bronzefriem und Noppenring gefundenen;¹⁾ es ist nur 8,6 cm hoch und hat am Bauche einen Durchmesser von 7,3 cm, an der Mündung 4,5 cm, an der Stehfläche 2,4 cm. Die äußere Fläche ist uneben, die Mündung ohne Rand. Die anderen Toten waren ohne Beigabe beigesetzt. Sie alle scheinen mir das Gefolge des in der Mitte beigesetzten Herrn zu sein, und gerade die beiden mit Beigabe versehenen, der mit Hirsch- und Ochsenfleisch und der mit der Trinkflasche erinnern mich sehr an das Totengefolge der skythischen Könige, zu dem auch der Koch und der Mundschenk, außerdem der Pferdepfleger, der (Leib-)Diener, der Bote und an erster Stelle eine der Kebsweiber gehörten, 6 Personen, wie im Hügel am Walde Langel.

Bei den Skythen wurden nach Ablauf eines Jahres die Opferungen erneuert, funfzig aus dem Gefolge des Königs wurden getötet und auf ebensoviel Pferden um den Grabhügel aufgestellt. Auch im Grabhügel von Langel fanden sich noch 11 Skelette ohne besondere Gräber und ohne Beigaben in den Hügel gelegt in der Tiefe des Standbodens: 4 Männer (einer gestreckt auf dem Rücken, bei den übrigen war die Lage nicht festzustellen), 2 Halberwachsene, 1 Knabe von 9—12 Jahren

¹⁾ Mitt. aus dem Prov.-Mus. zu Halle II, 1900, S. 92 und *Altertümer unserer heidn. Vorzeit*, Bd. V, Mainz 1902, Tafel 2, Fig. 12. Diese Gefäßform stammt zweifellos von der bandkeramischen Flasche her, von der ein charakteristisches Beispiel aus Westerengel, Kr. Sondershausen, Klopffleisch in den *Vorgesch. Altertümern der Provinz Sachsen*, H. II, Fig. 83 besprochen hat (abgebildet auch bei Koenen, *Gefäßkunde*, Tafel I, Fig. 11); dieselbe Form ist auch bei Hinkelstein und Worms gefunden (Köhl, *Neue prähist. Funde aus Worms*, 1900, Tafel IX, 5 und 6, VIII, 8), ähnliche in Schlesien, Kr. Ohlau (Segger, *die Steinzeit in Schlesien*, *Archiv für Anthrop.*, Bd. V, H. 1 und 2, 1906, Tafel X, Fig. 2). Aus der Bandkeramik ist sie in den Rössener Stil übergegangen (Götze, *Verh. der Berl. Anthr. Ges.*, 1900, S. 244, Fig. 1) und von da auch in die Schnurkeramik übernommen (z. B. Dorstewitz bei Schkölen, abgeb. bei Eichhorn, *Bürgeler Abgüsse*, Tafel I und Nautschütz, abgeb. bei Götze, *Gefäßf.*, Tafel I, Fig. 16). In der älteren Bronzezeit hat sie sich ausgelebt.

(mit aufgezogenen Knien), 3 Kinder von 5—6 Jahren, 1 Kind von 3—4 Jahren. Vielleicht waren auch sie nachträgliche Opfer des blutigen Wahns. Die Schädel all dieser Bestattungen waren langköpfig und überwiegend orthognathisch, bei einiger Hinneigung zum prognathischen Typus; bei einem Manne von 25—30 Jahren, der zu den 6 nächstliegenden Skeletten gehörte, ist ziemlich starke Prognathie des Gesichts angemerkt worden.

Ich habe diese Beschreibung des Grabhügels von Langel bei Körner hierhergesetzt, nicht bloß weil die dortige Bestattung derjenigen im Leubinger Hügel gleichalterig und in vielen Punkten ähnlich ist,¹⁾ sondern weil sie zur Erklärung der eigentümlichen Lage des Mädchenskeletts in unserem Hügel dienen kann. Diese, in den Schoß des Toten gelegt, bedeutet eine Gabe an ihn; ähnlich legten fromme Griechen ihre Opfergabe in den Schoß oder auf die Knie des Götterbildes; und gerade das junge Mädchen galt ja, wie die griechischen Sagen zeigen, als das wertvollste und willkommenste Opfer, man vergleiche Andromeda, Iphigenia, und aus der israelitischen Sage die Tochter Jephthahs (Richt. 11, 39). Daß man ein derartiges Totenopfer nicht für unmenschlich hielt, zeigt die griechische Sage, nach welcher der sterbende Achilles die Opferung der Polyxena an seinem Grabe verlangt, und Neoptolemos nach der Eroberung Trojas sie vollzogen hat. Den Griechen erschienen trotzdem ihre Helden nicht als roh und unmenschlich. Von den Römern sind Menschenopfer noch während des zweiten punischen Krieges (216) zur Besänftigung der Götter gebracht worden (Liv. XXII, 57) und die Gallier haben noch kurz vor Cäsars Zeiten beim Leichenbegängnis angesehener Männer auch Sklaven und Klienten, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, zugleich verbrannt (b. gall. VI, 19).

So kann ein ähnlicher Gebrauch bei Völkern viel früherer Perioden nicht befremden; der kostbare Schmuck, den im Leubinger Grabe

¹⁾ Auch die beiden Hauptgefäße zeigen deutliche Verwandtschaft, den raugemachten Unterteil, die Horizontallinien, die einen nach auswärts geschwungenen Hals abgrenzen, kleine Ösen auf dieser Grenze und besonders die schwarze Politur des Halses; dieser polierte Hals kommt zuerst im Rössen-Albsheimer Typus vor (Köhl, Korresp.-Blatt des Ges. Ver., 1900, Abb. V, 9; VII und IX); durch den Rössener Stil ist auch zuerst die elegante Ausbiegung des Halses in die Keramik eingeführt worden, die dem norddeutschen Typus fehlt, die dann in der Schnurkeramik die geschweiften Becher und Amphorenhälse erzeugt hat. Beides, Glättung der Oberfläche, und Ausbiegung des Halses, hat seine Anfänge in der Bandkeramik.

das im Schoße des toten Häuptlings ruhende Mädchen trug, war Opfer schmuck. Das Beispiel des Hügels bei Körner läßt aber vermuten, daß noch mehr Personen jenen Toten begleitet haben, deren Skelette noch um das Hauptgrab herum liegen werden. Die Ausgrabung Klop fleischs, die nur die Mitte des Hügels und von der übrigen Grund fläche des Steinkegels nur ein Viertel aufgedeckt hat, hat uns hier über keine Auskunft verschaffen können.

Ganz einzig in seiner Art und überraschend erscheint das wohl gefügte Holzgehäuse. Es zeigt sich hier schon eine fortgeschrittene Zimmertechnik, die eine längere Entwicklung voraussetzt und nicht erst eine Folge der eben eingeführten Bronzeäxte und Bronzemeißel gewesen sein kann. Der Firstbalken ist in die stützende Giebelsäule eingezapft, ebenso die Strebe; in den Firstbalken sind wieder die Sparren eingelassen. In die Sparren sind unten die Bretter des Dielen bodens eingezapft, und auf jeden Sparren ist eine breite Bohle oben und unten mit je einem Holznagel aufgeheftet. Die Kunst, viereckige Löcher in Holzbalken zu stemmen und an Balken oder Bohlen Zapfen anzuschneiden, um sie in jene Löcher einzuführen, die Kunst, Hölzer durch Holznägel zu verbinden, also die Grundelemente der Zimmer kunst, die bis heute in Übung sind, waren schon erfunden; es fehlt nur die Schwelle, aber auch diese war einigermaßen ersetzt dadurch, daß man die Seitenbalken oder Sparren in eine Trockenmauer aus laufen ließ, wo sie auf Steinlager gestützt und durch die Seitensteine vor dem Ausweichen gesichert waren. Die Hauptwerkzeuge zur Her stellung derartiger Zimmerarbeit waren am Ende der Steinzeit schon vorhanden, besonders in den scharfen Feuersteinäxten und den Feuersteinmeißeln; wir dürfen deshalb annehmen, daß die zu Leu bingen schon in der frühesten Bronzezeit so achtungswert hervor tretenden Elemente der Zimmertechnik sich während der letzten Periode der Steinzeit bis zu dieser Stufe entwickelt haben.

Daß im ganzen so wenig Beispiele dieser Technik auf uns ge kommen sind, kann bei der Vergänglichkeit des Materials nicht ver wundern, aber auch bei den wenigen Gräbern dieser Periode, die Holz enthielten, ist meist nur von Baumsärgen die Rede,¹⁾ viele der von Sophus Müller erwähnten eichenen Baumsärge, besonders auch jener mit mächtigem Schutzdeckel versehene von Hover Sogn, der viereckige

¹⁾ Vgl. Splieth, Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein, Kiel und Leipzig, 1900, S. 18; Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 65, 66 und 68.

Zapfenlöcher aufweist,¹⁾ gehören aber schon der zweiten Bronzeperiode an. Es scheint mir deshalb beachtenswert, daß aus Thüringen einige Nachrichten vorliegen, die von ähnlichen Holzbauten wie die von Leubingen Kenntnis geben, und die sich auf die erste Periode der Bronzezeit beziehen. Wenn in dem oben mitgeteilten Berichte über den Grabhügel von Langel bei Körner gesagt ist, daß auch die Decke des Grabes ursprünglich mit Bohlen belegt gewesen zu sein schien, so werden wir bei der Sorgfalt der dort angewandten Beobachtung nicht an einen Baumsarg, sondern an einen Holzbau denken müssen. Von zwei Hügeln bei Sömmerda erwähnt aber Klopfleisch ausdrücklich, daß sie je einen Holzbau enthalten haben.²⁾ Aus dem einen schon zur Hälfte abgetragenen Hügel waren zwar die Skelette und ein Holzbau abgefahren, ehe Klopfleisch die Untersuchung begann; der andere aber, der in seiner oberen Abteilung die größte Ähnlichkeit mit der unteren Schicht des Leubinger Hügels hatte, enthielt unter einem dachziegelartig gedeckten Steinkern „ein ebenfalls seitlich zusammengedrücktes Holzgerüst wie in Leubingen“, und ebenso wie dort fanden sich Stücke von Gipsmörtel, welche die Fugen des Holzbaues ausgefüllt hatten.

Auch aus der Steinzeit ist uns ein Beispiel ähnlicher Holztechnik überliefert worden. In einem großen Steinplattengrabe, das 1827 in einem beträchtlichen Hügel zwischen Nietleben und Passendorf bei Halle aufgedeckt wurde, standen die den Skeletten beigegebenen Gefäße von Bernburger Typus auf einer Holzplatte und waren durch eine andere Holzplatte überdeckt, die mit der unteren durch eingezapfte Holzstützen verbunden war. Bericht und Abbildung sind enthalten in Kruse, Deutsche Altertümer, Bd. II, H. 2—3, S. 102—109 und Tafel VI.

Was nun den Gipsmörtel anbetrifft, den wir an der Holzhütte des Leubinger Hügels und, wie es scheint, auch im Hügel von Sömmerda in so überraschender Weise verwendet finden, so ist daran zu erinnern, daß die Bereitung dieses und des ähnlichen Kalkmaterials schon in der Steinzeit bekannt war, denn es ist dort in weiter Verbreitung benutzt worden, um die Tiefstich-, Furchenstich- und Schnurverzierungen der dunklen Tongefäße mit leuchtendem Weiß zu füllen. Bei Rottleben am Südabhang des Kyffhäusergebirges wurde 1897 bei einem Hockerskelett ein Gefäß mit eingerührtem Gips gefunden, es

¹⁾ Nordische Altertumskunde I, S. 341 und 342, Fig. 173.

²⁾ Der Bericht darüber folgt im Anhange.

gehörte wie die benachbarten Zonenbecher dem Ende der Steinzeit und Beginn der Metallzeit an.¹⁾ Auch ein Gefäß des Bernburger Typus, das mit 13 anderen bei Resten eines Skeletts unweit Hausneindorf (Kr. Aschersleben) gefunden worden ist, war bis oben hin voll von festgewordenem Gips.²⁾

Das von Klopfleisch abgebildete Stück Gips (Fig. 6), das noch die Form der beiden gewölbten Deckbohlen erkennen läßt, zwischen die es eingestrichen war, befindet sich neben den übrigen Leubinger Fundsachen im Museum zu Halle, es ist 19½ cm lang und der Länge nach zerbrochen. Ein kleineres Stück aus dem Hügel von Sömmerda wird mit den von dort stammenden Scherben ebenda aufbewahrt. Merkwürdig ist, daß dies so frühzeitig entdeckte Bindematerial in Deutschland niemals zu Steinbauten verwendet worden ist, bis man von den Römern Gebrauch und Namen erlernte. Zum Schließen der Fugen von Steinkisten und Plattengräbern ist vielmehr öfter ein weißlicher Ton verwendet worden, wie ich ihn z. B. an zwei Steinkisten des Pohlbergs bei Latdorf gefunden habe.³⁾ Dasselbe Material ist auch in der älteren Bronzezeit zu ähnlichen Zwecken verwandt; bei einem Grabe in der mittleren Schicht des Baalberger Hügels, das durch zwei Bronzedolche und ein gerundetes Aunjetitzer Gefäß gekennzeichnet war, fand sich viel von diesem weißen Ton um den Fuß der eichenen Pfähle gelegt, die das Grab oder den Baumsarg an den beiden Schmalseiten umgrenzten.⁴⁾ — Kehren wir zum Leubinger Hügel zurück.

Auf das durch Gips dicht gemachte Dach der Holzhütte war noch Schilf aufgelegt in einer Stärke, die trotz der Jahrtausende langen Zusammenpressung am Tage der Ausgrabung noch 15 cm betrug. Die Pflanzenreste stammten nach Tetzlaffs Bestimmung von dem Gemeinen Teich- oder Schilfrohr (*phragmites*) her; die Bedachung damit ist gewiß den Wohnhütten nachgebildet, und so scheinen mir auch die breiten flachen Steine, die nach Klopfleischs Beschreibung und Zeichnung (Fig. 2) zunächst auf dem Dache ruhen und sich durch ihre Form und

¹⁾ Götze, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1898, S. 21. Über die Verwendung von Gips und kohlensaurem Kalk zur Verzierung der Gefäße vgl. Olshausen, Verhandl. der Berliner Anthrop. Gesellschaft, 1895, S. 121 ff. und Koehl, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der d. Geschichts- und Altertumsvereine, 1900, Sonderabdr. S. 6.

²⁾ Der Fund befindet sich in der Sammlung des Herrn Amtsrichter Zschiesche in Halberstadt.

³⁾ Höfer, der Pohlberg bei Latdorf, Jahresschrift IV, 1905, S. 84 und 89.

⁴⁾ Höfer, Baalberge, Jahresschrift I, 1902, S. 22—23.

Lagerung von den Steinen des aufgehäuften Steinkegels unterscheiden, noch zur Bedachung, nämlich zur Festhaltung des Schilfes zu gehören.

Ich kann wohl sagen, daß gerade diese Schilfbedachung mir die Frage nahegelegt hat, ob dies Grabgehäuse nicht überhaupt ursprünglich als Wohnhütte gedient habe, da die wärmende Bedachung doch für einen Grabbehälter überflüssig gewesen wäre. Indessen zeigen verwandte Bestattungssitten, daß man es nicht für überflüssig hielt, dem Toten eine ähnliche Fürsorge zuzuwenden wie den Lebendigen. So berichtet Sophus Müller, daß in Gegenden, die der Küste nahe liegen, über die Baumsärge der Bronzezeit dicke Schichten von Tang gedeckt worden waren, z. B. in Seeland;¹⁾ das gleiche berichtet Beltz über das Kegelgrab von Blengow in Mecklenburg, wo beträchtliche Massen von Seegrass (*zostera marina*) zu den Seiten und über dem Eichensarge (der dritten Periode der Bronzezeit) lagen.²⁾ Noch größer ist die Ähnlichkeit der schon erwähnten skythischen Königsgräber.³⁾ Dort wurde der Tote in dem Grabe auf ein Stroh- oder Schilflager gelegt, darauf von beiden Seiten her Lanzen festgesteckt und Bretter darüber gebreitet, auf diese dann Matten gedeckt; es ist hier für die toten Könige eine ähnliche Hütte aufgebaut worden, wie dreizehnhundert Jahre früher es zu Leubingen geschehen ist. Aber dabei bleibt noch immer möglich, daß die Skythen eine Wohnhütte der Vorzeit nachgeahmt, und die Leubinger eine Wohnhütte benutzt haben; an Beispielen von Bestattung in Wohnstätten fehlt es nicht ganz; ein in diesem Sinne gedeuteter Hügel bei Baiserseich stammt aus der älteren Bronzeperiode.⁴⁾ Allein gegen die Auffassung, daß der Leubinger Holzbau ursprünglich eine Wohnstätte gewesen sei, spricht außer seiner Kleinheit besonders der Umstand, daß eine Feuerstätte fehlt, und auch keine Möglichkeit war, in diesem Raume ein Feuer anzuzünden. Dagegen scheint mir wohl möglich, daß der tennenartig gestampfte, mit kleinen Steinen gepflasterte Platz, auf dem der Holzbau errichtet ist, ursprünglich der Boden einer Wohnhütte war; wenigstens können die auf dieser Tenne angetroffene Holzasche nebst Kohlen, Topfscherben und Tierknochen als Nachlaß einer Wohnung gedeutet werden; auch der Graben, der einen Innenraum von 20 m

¹⁾ Nordische Altertumskunde I, S. 341.

²⁾ Die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg; Jahrbücher des Vereins für Mecklenburg. Geschichte LXVII, 1902, S. 175.

³⁾ Herodot IV, 71.

⁴⁾ Kofler, Zeitschr. für Ethnol., 1904, S. 108—112.

Durchmesser eingeschlossen hat, kann ursprünglich der Trockenhaltung des eingeschlossenen Wohnplatzes gedient haben. Indessen ist von dieser Grundfläche zwischen Holzbau und Umfassungsgraben nur etwa der vierte Teil, nämlich der nach Osten gelegene Sektor, freigelegt worden,¹⁾ und die Arbeit in einem 30 Fuß tiefen Schachte wird kaum eine genaue Einzelbeobachtung oder eine Übersicht über die Grundfläche und über die Form, Beschaffenheit und Bestimmung ihrer einzelnen Teile gestattet haben. Wir müssen uns also in dieser Hinsicht bescheiden und froh sein, daß wir wenigstens über den Hauptteil, über die Holzhütte, ihre Konstruktion und ihren Inhalt so genaue Angaben überkommen haben.

Wir verlassen nun das Zentralgrab auf dem Boden des Hügels und wenden uns den viel jüngeren Bestattungen auf der Oberfläche des Hügels zu.

Schon einen halben Meter unter der Hügeloberfläche fanden sich menschliche Gebeine, die aber aus ihrer natürlichen Ordnung verstört waren. Erklärt wurde diese Erscheinung dadurch, daß früher hier eine Krähenhütte errichtet worden war, ferner daß Baumlöcher ausgehoben und noch in jüngerer Zeit Kartoffelgruben in die Oberfläche

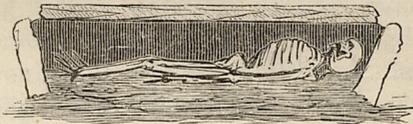


Fig. 23. Grab mit Deckbohle und Steinplatten oben und unten.



Fig. 24. Grab mit Seitenbohlen (Durchschnitt).

des Hügels hineingearbeitet worden waren. Schon in einer Tiefe von 0,80 m bis zu der Tiefe von ungefähr 2 m traf man auf ungestört liegende menschliche Skelette, die meist dicht nebeneinander und übereinander gelagert waren. Alle lagen mit dem Kopf nach Westen, die Hände meist seitlich an den Leib gelegt. Es lagen hier etwa 70 Skelette, die meisten nur oben mit einer Holzbohle bedeckt, zu Kopf und Füßen war öfters eine rohe Steinplatte gelegt (Fig. 23); bei einigen auch seitlich Holzbohlen (Fig. 24); nur in einem Falle lag auch unter einem Skelett ein Brett (Fig. 25); der Tote war also in

¹⁾ Wie eine Skizze Klopffleischs vom Grundriß des Hügels zeigt,

einem vollständig geschlossenen Sarge beerdigt worden. Die Bohlen dieser oberen (slawischen) Begräbnisschicht waren nach Tetzlaffs Bestimmung theils Eiche (*quercus*), theils Kiefer (*pinus silvestris*) theils Fichte (*pinus abies* L). Die Bretter waren theils mittels Bohrlöcher



Fig. 25. Holzbohlensarg (Durchschnitt).

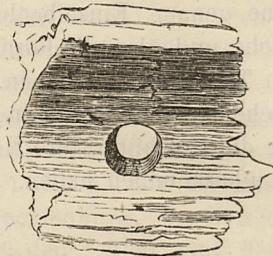


Fig. 26. Holzstück mit Bohrloch.



Fig. 27. Grab mit Seitenplatten.

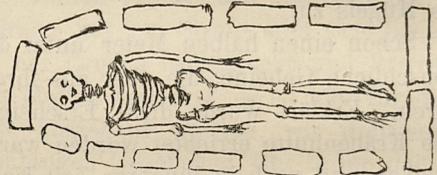


Fig. 28. Grab mit umgebenden Steinplatten.

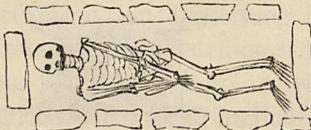


Fig. 29. Grab mit Steinplatten umgeben.



Seitenansicht dazu.

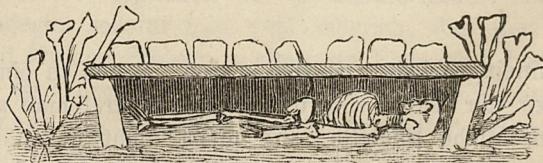


Fig. 30. Grab mit Steinplatten, Holzbohle und Pferdeknöcheln.

(Fig. 26) und Holzpflocke, theils mit eisernen Nägeln zusammengefügt. Einige der Bestatteten waren auch zu den Seiten mit aufrechtgestellten Steinplatten umgeben (Fig. 27, 28, 29); einem waren die Knochenreste eines Pferdes zu Häupten und zu Füßen beigegeben und zwar senkrecht oder halbschräg in die Erde gesteckt (Fig. 30). In zwei Bestattungen

fand sich nur die untere Hälfte des Skeletts von den Hüften abwärts, während die oberen Teile fehlten (Fig. 31). Öfters war ein kleines Kind mit einer erwachsenen Frau zusammen in ein Grab gelegt (Fig. 32).

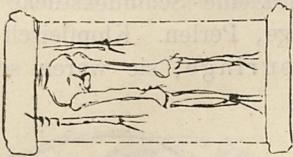


Fig. 31. Unterkörper allein bestattet.

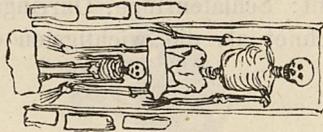


Fig. 32. Frau mit Kind.

Nur in wenigen Fällen fanden sich einzelne Tongefäßscherben mit aschiger Branderde über dem Toten. Sie sind unverziert. Die Gerippe lagen fast regelmäßig auf einer dünnen Schicht grauen tonigen Mergels, wie er im natürlichen Boden unter der Sohle des Hügels und seiner Umgebung ansteht. Die Ausgrabung dieser oberen Skelettschicht wurde auf einen Durchmesser von etwa 20 m verfolgt, ohne ganz durchgeführt zu sein; es ergab sich, daß diese Bestattungen sowohl nach der Peripherie hin als in der Tiefe aufhören; die Toten waren hier nicht zugleich, sondern nach und nach beigesetzt, das ließ sich daran erkennen, weil zuweilen durch spätere Beisetzungen die Lagerung früher beerdigter Skelette gestört war, und die aus ihrer Lage gebrachten Knochen dann nachträglich für sich in die Erde gelegt waren; auch war die Schichtung der Erde über den Toten unregelmäßig. Nach Klopffleischs Urteil scheinen in dieser ganzen Schicht nur Frauen, Kinder und Greise beerdigt zu sein, während streitbare Männer fehlen; das läßt m. E. auf ein friedliches Leben dieser Bevölkerung schließen, bei dem die Männer, die die scharfe Auslese einer rauhen Jugend überstanden hatten, bis zum Greisenalter gelangten. Fast die Hälfte der Bestatteten waren Kinder.

Die Körpergröße der Erwachsenen schwankte zwischen 1,55 und 1,80 m. Der Erhaltungszustand der Skelette war sehr verschieden; während manche ganz „molmig“ waren und bei der Berührung zerfielen, waren andere in denselben Schichten gut erhalten; so daß gut oder leidlich erhaltene Schädel entnommen werden konnten; außerdem noch Reihen gut erhaltener Hauptextremitäten-Knochen. Unter den Schädeln herrschte der dolichocephale Reihengräbertypus vor, doch fanden sich auch einige brachycephale und mesokephale Formen darunter. Auch der turanische Typus (nach v. Hölderscher

Terminologie) mit den schräggestellten Augen und der in der Schläfengegend breit ausquellende sarmatische Typus ist vertreten gewesen. In zwei Schädeln fanden sich Spuren jener harz- und wachsartigen Masse vor, die man als Leichenwachs bezeichnet hat.

Als Beigaben haben ausschließlich kleine Schmuckstücke gegedient: Schläfenringe, Ohringe, Fingerringe, Perlen. Klopfleisch bezeichnet als die wichtigsten die Schläfenringe, sie waren schon

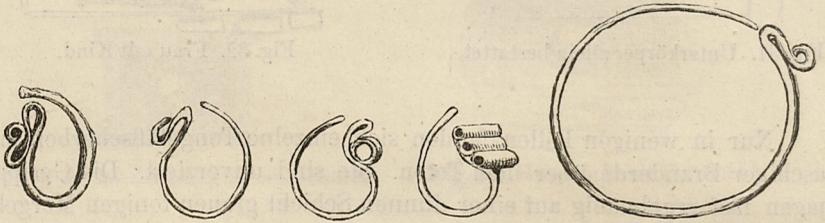


Fig. 33—37. Schläfenringe (Silber).



Fig. 38 und 39. Schläfenringe (Bronze).

damals als spezifisch slawische Form erkannt, und zwar durch Sophus Müller, auf dessen Aufsatz in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, 35. Bericht, S. 189—197. sich Klopfleisch beruft. Diese kleinen bronzenen oder silbernen Ringe, die bis 18 mm Durchmesser haben, bestehen aus rundem Draht, dessen eines Ende breit gehämmert und dann in die S förmige Volute umgebogen ist (Fig. 33—39). Daß sie am Kopfe getragen sind, ist durch die regelmäßige Auffindung derselben am Schädel, zuweilen auch im Schädel, und durch Grünspanflecken am Schädel hinreichend erwiesen; über die Art, wie sie getragen und befestigt worden sind, hat zuerst die Leubinger Ausgrabung sichere Auskunft gegeben, denn hier fanden sich unter anderen zwei Ledergeflechte, die mit 5 und mit 3 solcher Ringe von Bronze besteckt waren. Der Riemen war etwa 15 mm breit und bestand aus mehrfach übereinander gefelgtem dünnen Leder, die Ringe waren in Entfernungen von etwa 8 mm durch die Mitte des Riemens gesteckt (Fig. 40a und 40b). Unter dem einem dieser Geflechte war durch

die Gerbsäure des Leders und die Kupfersalze der Ringe noch die dunkelblonde Haarlocke am Schädel erhalten, auf der dieser Kopfschmuck gelegen hatte. Haarlocke und Ledergeflechte sind noch im Provinzialmuseum zu Halle vorhanden; letztere sind auf der Berliner Ausstellung 1880 zu sehen gewesen.¹⁾

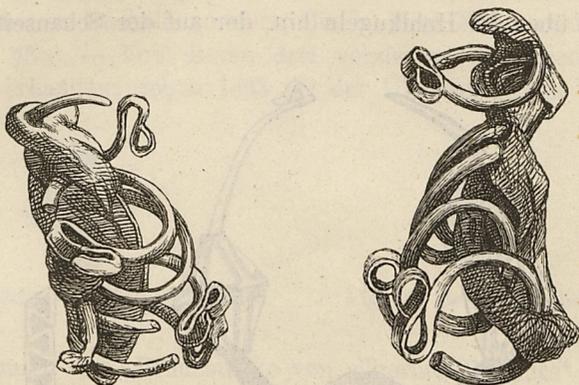


Fig. 40a. Leder mit Bronze-Schläfenringen. Fig. 40b.

Kunstvoller als die Schläfenringe sind silberne Ohringe hergestellt, die mit je 3 Hohlkugeln oder doppeltkonischen Hohlkörpern verziert waren. Fig. 41, 42, 43. Den einen (Fig. 41) hat Klopfleisch genau beschrieben, weil seine Beschaffenheit aus der Zeichnung sich



Fig. 41 a.
Silberner Ohring, Außenseite.

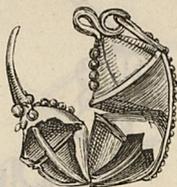


Fig. 41 b.
Innen- oder Wangenseite.

nicht deutlich genug erkennen läßt: Auf dem platt gehämmerten vierkantigen Silberdraht sind 3 „Hohlkugeln“ von kaum $\frac{1}{2}$ mm starkem Silberblech und etwa 8 mm Durchmesser aufgereiht, deren jede von einer mittleren scharfen Kante aus sich nach dem Drahte hin konisch

¹⁾ Katalog der Ausstellung prähistorischer u. anthr. Funde, Berlin 1880 S. 518 Nr. 22.

verjüngt (Doppelkegel). Auf der inneren, der Wange zugekehrten Seite waren diese Hohlkugeln unverziert (Fig. 41b), auf der äußeren oder Schauseite waren sie mit aufgelöteten millimetergroßen Silberperlen (Kornarbeit) reich geschmückt, die traubenähnlich zu kleinen Dreiecken und Rauten gruppiert sind. An der äußeren Seite der Hohlkugeln läuft von der Schlußöse aus ein dünner Draht nach dem anderen Ende des Ringes über die Hohlkugeln hin, der auf der Schauseite ebenfalls

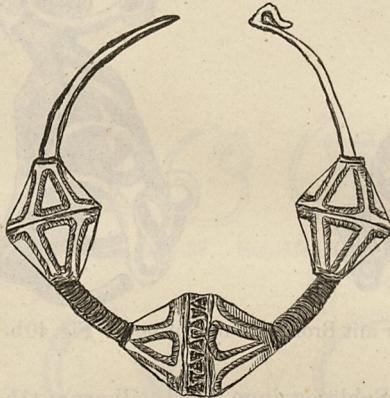


Fig. 42.

Silberner Ohrring mit Vergoldung.



Fig. 42 a.

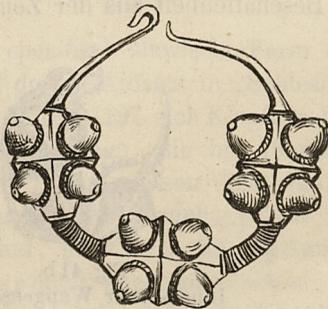


Fig. 43. Silberner Ohrring.

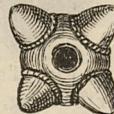


Fig. 43 a.

mit einer Reihe kleiner Silberperlen garniert ist. Auch auf der Grenze zwischen den einzelnen Hohlkugeln befinden sich solche Perlen.

Zwei andere silberne Ohrringe dieser Gattung werden durch die Zeichnungen Fig. 42 und Fig. 43 anschaulich gemacht. Hier sind die Hohlkörper durch Umwicklung des Ringes mit dünnem Silberdraht

voneinander getrennt. An dem einen Ringe sind sie durch Dreiecke verziert, die durch Auflöten schnurartiger Silberdrähte (Filigranarbeit) erzeugt sind, außerdem haben diese Hohlkörper Vergoldungsspuren, der mittlere noch als besondere Zier ein mäanderähnliches Band zwischen den beiden Hohlkegeln herumlaufend (Fig. 42a). An dem anderen Ringe ist jede kegelförmige Hälfte der drei aufgesteckten Hohlkörper mit 4 getriebenen Buckeln verziert, die in ihrer Form an Eicheln erinnern (Fig. 43a). — Von diesen drei verzierten Ohringen sind jetzt nur Reste vorhanden; schon 1883 bei der Übernahme ins Provinzial-



Fig. 44. Berlock (Silber, vergoldet).

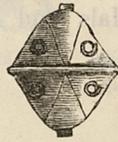


Fig. 45. Berlock (Silber).

museum konnten nur „Bruchstücke von silbernen Berlocks“ und „drei größere Schläfenringe von Silber“ in den Katalog verzeichnet werden.

Außer diesen 3 Ohringen bildet Klopffleisch noch 2 „Berlocks“ ab (Fig. 44 und 45), die den Hohlkörpern der Ohringe sehr ähnlich sind und wahrscheinlich auch als solche gedient haben.

Bei dem einen bilden feine schnurartige Silberdrähte herzförmige Schlingen, die an den abgerundeten Enden des Berlocks unter dem Loche beginnen und an der breiten Mitte desselben im Bogen

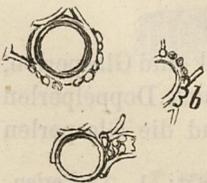
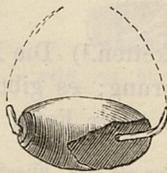
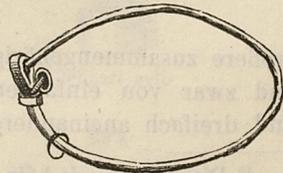
Fig. 46.
Berlockreste (Silber).Fig. 47. Grünliche Glasperle
mit Silberdraht.

Fig. 48. Ohrring (Silber).

zur Spitze zurückkehren. Bei dem anderen sind kleine Filigranringel als Verzierung zu beiden Seiten der Mitte aufgelötet. Ein drittes „leider sehr zerstörtes Berlock“ hat aus kreisförmig gebogenen Silberdrähten bestanden, die sich in verschiedenen Punkten der Peripherie berührten, und deren Zwischenräume durch Gruppen kleiner Silberperlen (Kornarbeit) gefüllt waren (Fig. 46). Zu den Ohringen gehört

auch ein gebogener Silberdraht, auf den eine längliche grüne Glasperle aufgezogen ist (Fig. 47) und ein Silberdraht, dessen Schlußhaken in eine Öse einmündet (Fig. 48).

Von Fingerringen sind im ganzen 6 Stück gefunden, alle von Bronze und offen, die meisten flach und nach den Enden zu sich verjüngend; nur zwei sind von rundem Draht, der ebenfalls nach den Enden spitz zuläuft; zwei von den flachen Ringen sind verziert, der eine durch zwei sich mehrfach kreuzende Kurvenlinien, der andere durch ähnlich angeordnete Punktreihen (Fig. 49—53).

Zahlreich sind Perlen von Glas und von edlen Steinen in der Gegend von Hals und Brust der Bestatteten gefunden, in 7 Fällen



Fig. 49.



Fig. 50.



Fig. 50 a.



Fig. 51.



Fig. 52.

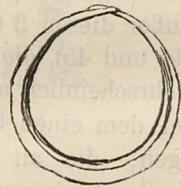


Fig. 53.

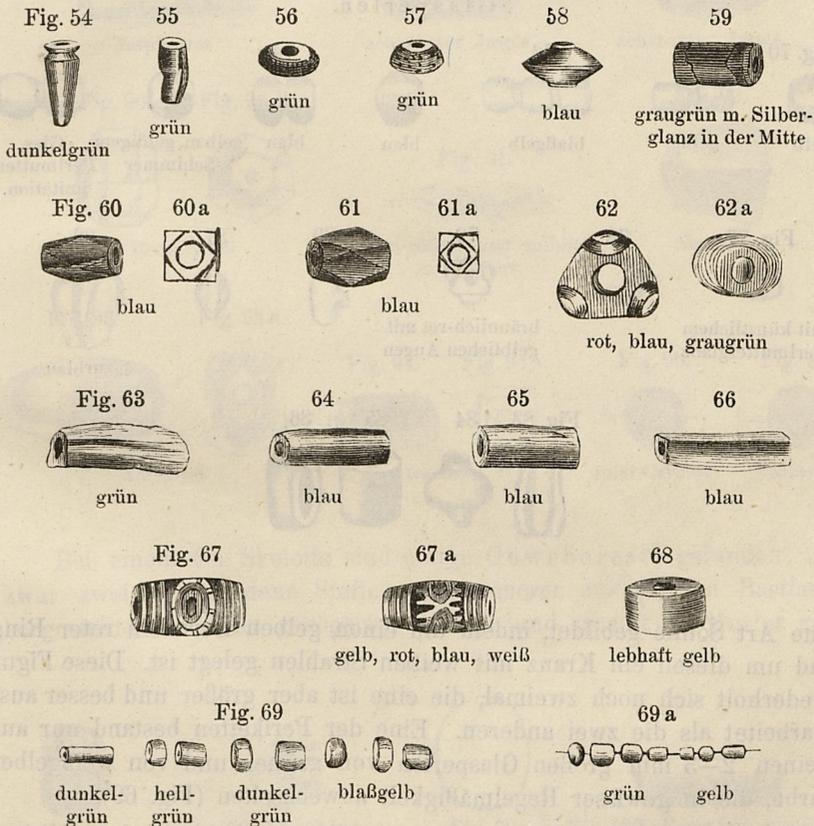
Fingerringe von Bronze.

größere zusammengehörige Perlketten.¹⁾ Die Mehrzahl sind Glasperlen, und zwar von einfacher Gliederung; es gibt aber auch Doppelperlen und dreifach aneinandergereihte. Der Form nach sind die Glasperlen

¹⁾ Die Ketten sind in folgender Weise zusammengesetzt: 1. 13 Perlen: 1 silberne, 3 Bergkristall, 4 Jaspis, 3 dunkelblaue Glasperlen, 1 grünliche Steinperle (L. Lazuli?), 1 Glasperle mit roten Augen. — 2. 62 Perlen: 2 Doppelperlen (1 goldig, 1 silberig), 1 gelbe Glasfußperle (Emaillé), 2 einzelne silberige Perlen, 1 bunte (mosaik) Glasfußperle, 1 Bernsteinperle, die übrigen sind ganz kleine Perlen, gelblichweiß und grün wechselnd. — 3. 44 Perlen: 31 silberige, 2 goldige, 8 gelbe (korallenartig, eine dreifach) 3 blaue. — 4. 13 Perlen: 4 Amethyste, 3 Jaspis, 1 Bergkristall, 3 blaue Glas, 1 wachsgelbe Glas, 1 silberige (spiegelartig überzogene von Glas). 5, 6 und 7 bestehen aus kleinen Glas- und Tonperlen. Außerdem sind noch einige kürzere Zusammenstellungen von Perlen vorhanden.

teils kugelig, teils linsenförmig, teils walzenförmig, einige sind facettiert. Von Farben sind vorwiegend gelbweiß, gelb, grün und blau vertreten; oft zeigt sich auch der Silberglanz echter Perlen, ja sogar die konzentrische Schichtenfolge, die unter Umständen abblättert; bei anderen gewahrt man die fein geriefte Oberfläche von Korallen, bei einigen auch

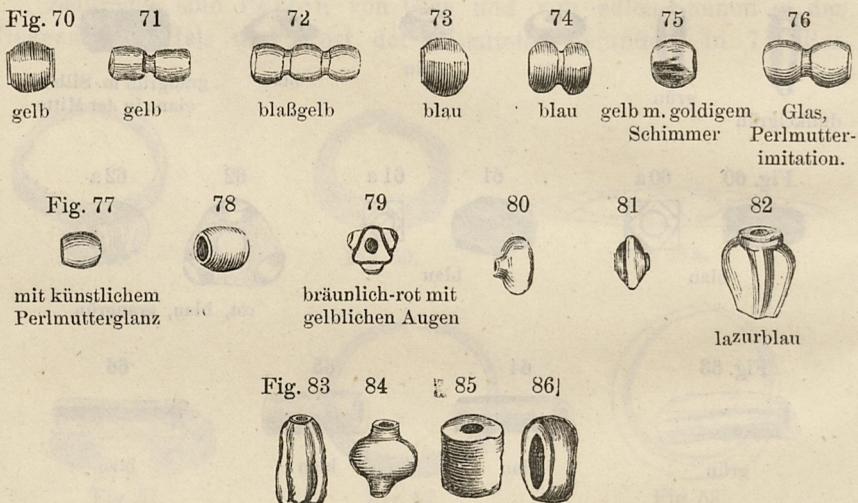
Glasperlen.



einen goldartigen Schimmer. Eine etwas zerbrochene Perle läßt deutlich eine dünne Lamelle staniolartigen Metalles erblicken, die auf die Glasunterlage aufgelegt und dann wieder mit einer etwa millimeterstarken Glasschicht überdeckt worden ist. Am kunstvollsten sind folgende hergestellt: Eine blaßgrüne dreieckig geformte Glasperle (Fig. 62)

trägt auf jeder abgerundeten Ecke einen bläulichen Augapfel, der von einem roten Ringel umgeben ist. Eine andere tonnenförmige Perle (Fig. 67) besteht aus mosaikartig zusammengesetzten bunten Glasflüssen. An beiden Enden sind drei weiße, zwei rote und ein hellblauer Streifen um die Perle herumgeführt, ähnlich wie die Reifen um ein Faß. Auf dem dunkelblauen Mittelfelde ist, von hellblauen Feldern umgeben,

Glasperlen.



eine Art Sonne gebildet, indem um einen gelben Kern ein roter Ring und um diesen ein Kranz mit weißen Strahlen gelegt ist. Diese Figur wiederholt sich noch zweimal, die eine ist aber größer und besser ausgearbeitet als die zwei anderen. Eine der Perlketten bestand nur aus kleinen 2—3 mm großen Glasperlen von grüner und von weißgelber Farbe, die in gewisser Regelmäßigkeit abwechselten (Fig. 69).

An den Perlketten sind auch geschliffene und durchbohrte Steine eingereiht, Amethyste (Fig. 92—94), weiße Quarze oder Bergkristalle (Fig. 90), durchscheinende schön rote Achate (Carneole) (Fig. 95—96) und undurchsichtige, gebänderte Jaspis (Fig. 87—89). Die meisten von diesen sind facettiert (s. Fig. 87—96).

Auch eine polygonal geschliffene Bernsteinperle kommt vor (Fig. 97), ferner eine oval geformte von Silber (Fig. 99) und ein zylindrisch

zusammengerolltes Stückchen Silberblech, das ähnlich wie die gerollten Bronzebleche der Bronzezeit zum Aufreihen auf eine Schnur gedient hat (Fig. 100).

Perlen von geschliffenen Steinen.

Fig. 87.



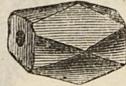
Jaspis, rot

Fig. 88.



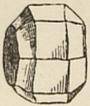
achat-roter Jaspis

Fig. 89.



achat-roter Jaspis

Fig. 90.



Bergkristall

Fig. 90 a.

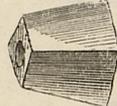


Fig. 91.



achat-rötlich und gelblich marmoriert.

Fig. 92.



Amethyst

Fig. 93.



Amethyst

Fig. 93 a.

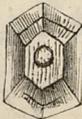


Fig. 94.

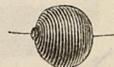


Amethyst

Fig. 94 a.

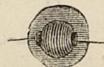


Fig. 95.



roter Carneol

Fig. 96.



Carneol

Bei einem der Skelette sind einige Gewebereste gefunden, und zwar zwei verschiedene Stoffe: ein gröberer aus starken Bastfaden hergestellter zeigt ein geköpertes Gewebe und stimmt im Muster ganz



Fig. 97.
Bernsteinperle.



Fig. 98. Durchbohrter
Fischwirbel.

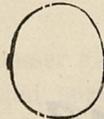


Fig. 99.
Silberperle.



Fig. 100. Perle von gerolltem
Silberblech.

überein mit Geweberesten an Moorleichen Schleswig-Holsteins, wie sie von Handelmann und Pansch abgebildet sind (Fig. 101); der andere Stoff ist von feinerem Faden, wahrscheinlich Flachs, und einfach rechtwinkelig gewebt wie Leinwand (Fig. 102). Die mikroskopische Unter-

suchung Tetzlauffs hat sichere Bestimmungen über den Stoff dieser Gewebe nicht ergeben.

Auch von ledernen Schuhen sind Reste aufgehoben, an denen

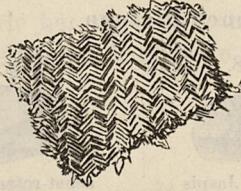


Fig. 101. Geweberest.



Fig. 102. Geweberest.

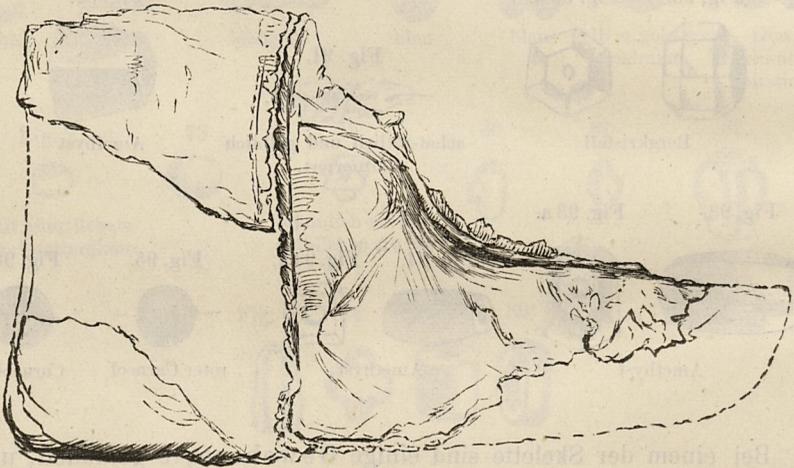


Fig. 103. Lederschuh-Rest.



Fig. 104. Ledernaht.

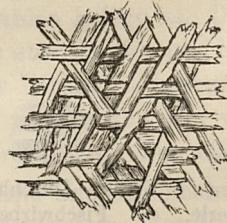


Fig. 105.
Strohgeflecht aus einem Lederschuh.

man genähte Ränder noch sehr gut erkennen kann, auch Einfassungen von 8—10 mm Breite sind vorhanden. In einem Lederschuh waren noch Reste eines Strohgeflechtes (Fig. 103—105).

Nicht mehr in der oberen Leichenschicht, wie der „Kurze Bericht“ S. 550 sagt, sondern, wie Klopffleisch nachträglich verbessert hat,¹⁾ in der mittleren Erdschicht ist noch ein kurzes, mondsichelförmiges Messer von Eisen gefunden, dessen „Rücken so stark und so gebogen ist, daß er auch als Stahl zum Feuerschlagen gedient haben kann“. In der Mitte der einwärts gebogenen „Schneide“ ist ein Vorsprung, so daß die innere Linie in Form eines Doppelbogens verläuft. Bei Prüfung des Originals fand ich, daß die konvexe Seite schärfer ist, als die konkave,

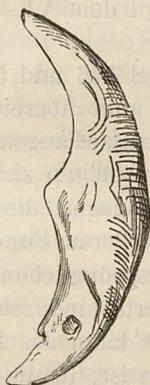


Fig. 106. Eisernes Messer.



Fig. 107. Tonwirtel.

die Schneide hat also an der auswärts gebogenen Seite gelegen, die Seite mit dem Vorsprung ist der Rücken. Das Messer ist 9,5 cm lang, 2,5 breit am Vorsprung. Das untere Ende ist durchbohrt und hat wahrscheinlich als Griffzunge gedient (Fig. 106). Aus derselben Schicht stammt auch ein tönerner Spinnwirtel von doppeltkonischer Form, 17 mm hoch, 25 breit (Fig. 107).

Das mondsichelförmige Eisenmesser gleicht nicht den Eisenmessern, die wir bei slawischen Bestattungen anzutreffen pflegen, es schließt sich vielmehr in seiner Form an die bronzenen Sichelmesser an und gehört zu den halbmondförmigen Messern, die mit den ersten Eisen-

¹⁾ Die Verbesserung befindet sich in Klopffleischs Handexemplar des „Kurzen Berichts“, einem Sonderabdruck aus den „Neuen Mitteilungen hist. antiq. Forschungen Bd. XIV, 2.“ Ferner hat K. die Probedrucke des Messers und des Wirtels zusammengestellt unter der Aufschrift: „Funde aus der Oberfläche der mittleren hohen Erdschicht“, vgl. die Fundstellen w und v auf Tafel I, Fig. 1.

sachen gegen Ende der Hallstattperiode in Mitteldeutschland auftreten.¹⁾ Die eigentümliche Form mit der scharfen Ausbiegung an der konkaven Seite bildet Undset (Eisen in Nordeuropa Tafel IV, Fig. 4) ab aus dem hallstattzeitlichen Urnenfelde von Maria-Rast in Steiermark, es ist eine bronzene Klinge mit eisernem Stiel; ein anderes mondförmiges Messer mit dieser Ausbiegung, von Eisen, ist in einer enggerippten Bronzesteine bei Pansdorf unweit Lübeck gefunden.²⁾ In beiden Fällen scheint die konkave Seite mit der Ausbiegung den Rücken gebildet zu haben, gerade wie bei unserem Messer; die Klinge gehört also nicht zu den Sichern, sondern zu den Rasiermessern, sie wird dem VI.—IV. Jahrh. v. Chr. angehören.

Nach Klopffleischs Ansicht (Kurzer Bericht S. 546 und 552) ist die obere Beerdigungsschicht mit den reihenweis und übereinander gelagerten Skeletten auf dem älteren Grabhügel obenauf angelegt worden, wodurch die Höhe des ursprünglichen Hügels noch um zirka 2 Meter angewachsen ist. Die 4 Meter hohe Erdschicht dagegen, die sich unterhalb jener Skelettschicht befand und keine größeren Funde enthielt, war die Bedeckung des Steinkerns und des ursprünglichen altbronzezeitlichen Grabes; sie hat also viele Jahrhunderte hindurch die Oberfläche des Hügels gebildet, und in dieser Zeit kann das Messer und der Spinnwirtel, der ebenfalls von älterer Form ist, in die Hügelerde gelangt sein.

Das Alter der slawischen Bestattungen auf dem Leubinger Hügel wird bis jetzt wohl am besten durch parallele Funde und Schmucksachen bestimmt, die P. Reinecke in Dalmatien angetroffen und in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1896, S. 469 beschrieben hat; das Alter der dortigen Gegenstände war genau bestimmt durch byzantinische Goldmünzen, die zu den Grabfunden gehörten, es war das 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. Unter den Ohrgehängen fanden sich dort als vornehmlichste Typen Reifen mit 3 aufgesetzten, hohlen, geschlossenen oder durchbrochenen Perlen, auch solche mit einer großen aufgezogenen elliptischen Perle, mit einfachem Kügelchenbesatz oder überhaupt nur einfache Drahringe. Die Mehrzahl der Ringe bestand aus Silber mit Vergoldung; auch typische

¹⁾ Vgl. Höfer, das erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiete, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1896, S. 128—137. Derselbe: Steinkistengräber und Hausurnen von Hoym, Zeitschr. des Harzvereins für Gesch. u. Altertumsk. 1898, S. 253 und 256.

²⁾ Undset, Eisen S. 299, Fig. 21. J. Mestorf, Schriften des naturwissenschaftl. Vereins für Schlesw. Holstein II, H. 2, S. 5.

Schläfenringe mit rundem und vierkantigem Drahtreif und platt gehämmerter S-Schleife waren ziemlich häufig. Der eigentümliche Schmuck der Ohringe mit 3 Hohlkugeln, der von viel kürzerer Dauer gewesen ist, als die Schläfenringe mit der Sförmigen Schlußbiegung, ist geeignet, für die slawischen Bestattungen auf dem Leubinger Hügel die chronologische Bestimmung zu liefern. In den jüngeren slawischen Funden von 1000 bis 1200 n. Chr. wird er nicht mehr beobachtet, aber in Hacksilberfunden aus dem 9. Jahrhundert ist er vorgekommen.¹⁾

Es sind noch mehrere größere Gräberfelder in Thüringen bekannt, die dies eigentümliche Schmuckstück enthalten haben, so bei Bischleben und Stedten, Kr. Gotha;²⁾ bei Camburg;³⁾ bei Bodelwitz, Kr. Ziegenrück,⁴⁾ und bei Ketten a. d. Rhön.⁵⁾ Von gleicher Art und gleichem Alter scheinen die slawischen Bestattungen auf dem Hügel von Klein-Romstedt (Kr. Apolda), die von Berstedt und von Liebstedt (Kr. Weimar) gewesen zu sein, wenn auch der mit 3 Kugeln besetzte Ohrring von dort nicht gemeldet wird. Wir haben diese slawischen Bestattungen ebenso wie die auf dem Leubinger Hügel dem 8. und 9. Jahrhundert zuzuschreiben. So lange beweisbar ältere Reste der Slawen in Thüringen nicht bekannt sind, haben wir überhaupt keinen Grund, slawische Ansiedlungen in Thüringen aus früherer Zeit als dem 8. Jahrh. n. Chr. anzunehmen. Die schwer erklärliche Tatsache, daß die als Landesfeind bekämpften Slawen mitten in Thüringen sich angesiedelt haben, erhält aber gerade durch die geschichtlichen Verhältnisse des 8. Jahrhunderts eine Erklärung. Denn Pippin der Kurze, mit der Zurückdrängung der Sachsen, ebenso wie sein Vater Karl Martell, lange und schwer beschäftigt, hat schließlich bei seinem großen Feldzuge 748 durch Thüringen, Schwabengau bis zur Oker die Slawen als Verbündete gehabt. Als er das Gebiet der Nordschwaben (Merseburg bis Aschersleben) betrat, „kamen ihm die Führer des rauhen Volkes der Slawen entgegen, bereit, ihm 100000 Streiter als Hilfstruppen gegen die Sachsen zuzuführen.“⁶⁾ In dieser Periode der Bundesgenossenschaft, die bis in

¹⁾ Förtsch, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder I, 1902, S. 88.

²⁾ Beiträge IV, Meiningen 1842, S. 176—181.

³⁾ Berl. Katalog 1880, Suppl. S. 29, N. 152.

⁴⁾ Jahresschr. I, Halle 1902, S. 84.

⁵⁾ Korresp. Bl. Ges.-Ver. XVII, 1869 S. 33 und Korresp. Bl. für Anthropol., 1871, S. 79.

⁶⁾ Annales Mettenses ad a. 748. Mon. Germ. Scr. I, S. 330.

Karls des Großen Zeit reichte, konnten sehr wohl friedliche Ansiedlungen der Slawen im linken Saalegebiet von den fränkischen Machthabern gestattet oder begünstigt werden.

Die Funde aus dem Leubinger Hügel sind hiermit dargestellt. Am Fuße des Hügels sind zwar noch einige Gegenstände schon längere Zeit vor Klopfleischs Ausgrabung gefunden und in seinem „Kurzen Bericht“ S. 551 aufgeführt; aber ein Zusammenhang dieser Fundstücke mit den im Hügel angetroffenen Bestattungen ist nicht zu erkennen.

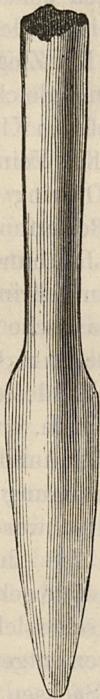


Fig. 108.
Lanzenspitze

So sind auf der Nordseite des Hügelfußes durch den Ökonomen Fioll in einem Tongefäße einige eiserne Speerspitzen gefunden. Später („vor ca. 20 Jahren“, also etwa 1857) fand der Böttchermeister Hesse zu Leubingen auf der Ostseite mehrere „Urnen“ von schwarz-grauem Tone mit weißen Körnern von Stein vermischt. In einer derselben lagen drei eiserne Lanzen spitzen, von denen eine noch vorhanden war und durch Klopfleisch in das Museum zu Halle gelangt ist (Fig. 108); sie ist 18,1 cm lang und hat eine dachförmige Verstärkung in der Mitte. Die zweite ist schwächer, die dritte breiter gewesen; ferner zwei kleine messerartige oder sichelähnliche Instrumente von der Form, wie sie Keller in *Etablissements lacustres*, VII rapport, Zürich 1876, Tafel XIV, Fig. 5 abgebildet hat, die Spitze nach unten herabgebogen, außerdem mit Heft versehen, ähnlich wie die Hakenmesser der Pechkratzer oder Harzpolker, oder auch den gebogenen Messern vergleichbar, die an lange Stangen geheftet noch jetzt dazu dienen, trockene Zweige von hohen Bäumen herunterzuholen. In der „Urne“ lag ferner ein eisernes Messer mit konvex gebogenem Rücken und gerader Schneide, endlich ein bindfadenstarker, verwirrt gedrehter Bronzedraht. Eine zweite Urne derselben Form (von S förmigem Profil) war ohne Inhalt. Drei Topfscherben von diesem

Funde sind in das Provinzial-Museum abgeliefert, sie sind schwarz, feingeschlämmt, vorgeschichtlich; Klopfleisch meint, daß diese Sachen noch zu dem eigentlichen Hügel in Beziehung gestanden haben, da dieser, jetzt an seinem unteren Teile beackert, früher ausgedehnter gewesen sein soll. Dasselbe gilt auch von einer am Südfuß des Hügels ausgepflügten römischen Münze des Kaisers Claudius Gothicus,

der von 268 bis 270 n. Chr. regiert hat; es ist die bei E. Cohen, Bd. V, S. 85, No. 29 beschriebene: Avers: IMP. C. CLAUDIVS. AVG



Fig. 109.

mit Brustbild des Kaisers; Revers: AEQVITAS. AVG. (Weib mit Schüsselwage und Füllhorn); Fig. 109.

Paul Höfer.